J. A. Darnstedt . s. W. D. Schubert del: Meissen 1791

Maria Stuart auf der Blutbühne.

Leben
der unglücklichen
Maria Stuart,
Königin von Frankreich und Scotland.

Nach den glaubwürdigsten Nachrichten, die davon vorhanden sind.

Von

Friedrich Samuel Mursinna.

In drei Theilen.

Mit einem Kupfer.

Meissen,
bei Carl Friedrich Wilhelm Erbstein
1791.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

2.

Erster Theil.

Die Lebensgeschichte der Maria Stuart, Königin von Frankreich und Scotland, enthält so viel ausserordentliche, überraschende und höchst wunderbare Begebenheiten, und wenn man noch ihr tragisches Ende darzu nimmt, so hat das Ganze so viel Aehnlichkeit mit einem Roman, daß man bei den Faktis nur stehen bleiben darf und nicht erst nöthig hat durch abentheuerliche Zwischenszenen das Wunderbare zu häufen. Sie selbst, Maria Stuart, realisirte in ihrer Person alle große Eigenschaften und Qualitäten, die zu einer Romanheldin erforderlich sind, und spielte den grösten politischen und tragischen Roman, den man sich nur mit der freurigsten Einbildungskraft aushekken kann.

Maria ward gebohren zu Edinburgh am 8. Dezember 1542. Ihr Vater war Jakob Kö-

nig V. König von Scottland, und ihre Mutter war dessen Gemahlin Maria von Guise, die vorher Ludwig Herzog von Longueville zum Gemahl gehabt hatte. Sechs Tage nach ihrer Geburt verlor sie ihren Vater, welcher vor Verdrus über den Verlust einer großen Schlacht gegen die Engländer starb. Der König hatte sich bei der Nation auf mancherlei Art verhaßt gemacht, selbst ihre Anführer waren nicht nach dem Geschmak der Soldaten; tausend Mann strekten das Gewehr, niemand verlangte den Sieg, und beinah der ganze scotländische Adel gerieth in die Gefangenschaft der Engländer.

Maria ward auf die Art gerade in dem gefährlichsten und bedenklichsten Zeitpunkt eine Waise. Außer den Kriegen mit den Engländern, die noch einige Zeit dauerten, entstanden auch gerade damals im Königreiche selbst mancherlei Unordnungen und Zwistigkeiten wegen der Religion, wodurch dies Reich auf eine zwiefache Art zerrüttet wurde. Es

ist auch völlig außer Zweifel, daß die königliche Witwe, die indessen die Regentschaft besorgte, zulezt wäre gezwungen worden, ihre Tochter der Religion wegen aufzuopfern, indem Heinrich VIII., König von England, der sich auf die Seite der Mißvergnügten, oder der Protestanten schlug, und diese Zwistigkeiten geflißentlich zu erhalten wußte, sie für seinen Sohn Eduard zu haben wünschte. Um diesem höchst wahrscheinlichen Fall auszuweichen, wußte sie kein besseres Mittel, als daß sie ihre Tochter nach Frankreich schikte. Hier konnte sie die beste Aufnahme erwarten, weil Heinrich II., welcher damals in Frankreich regierte, ihr ganz zugethan war, und sie nach dem Ableben des Königs ihres Gemahls mit Truppen und Geld unterstüzt hatte.

Maria, diese junge, liebenswürdige Prinzeßin, ward unter einer anständigen Begleitung im sechsten Jahre ihres Alters im Augustmonat 1548 nach Frankreich gebracht. Schon in diesem zarten Alter bemerkte man

an ihr so viele Spuren und Züge von den Talenten ihres Geistes und von der Vollkommenheit ihres Körperbaues, die in der Folge, da Beide völlig ausgebildet waren, die Bewunderung von ganz Europa auf sich zogen. Sie erhielt eine ihrem vornehmen Stande gemäße Erziehung und einen sehr guten Unterricht von den geschiktesten Lehrmeistern in den Sprachen und Wissenschaften. Wie gut sie diesen Unterricht benuzte und wie frühzeitig sich ihr Talent entwikkelte, siehet man daraus, daß sie noch vor ihrem zwölften Jahr in einer großen Vollkommenheit die lateinische, französische, italienische und scotländische Sprache verstand und sprach, und sogar in allen diesen Sprachen Verse machte. Man hat noch französische Oden nach ihrer Manier, worin ihr feuriger Geist und ihre lebhafte Einbildungskraft unverkennbar hervorleuchtet, ob gleich nach der Zeit mit der französischen Sprache eine außerordentliche Veränderung vorgegangen, welcher eine jede lebende Sprache unterworfen ist. Es würde schwer

hal-

halten, von ihrer Schönheit ein genaues, treffendes Bild zu entwerfen. Jeder, der sie gesehen hat, sagt, daß man auf der Erde kein schöneres Mädchen finden, auch nicht einmal in den Gedanken es sich vorstellen könnte. Ihr Anblik versetzte Jeden, der sie sah, in eine Art von Bezauberung, und ihr feuriger Blik fand sogleich den Weg zum Herzen. Daher ein bewährter Schriftsteller von ihr sagt, daß keine Mannsperson sie angesehen, dem sie nicht zugleich Feßeln angelegt hätte. Es ist mir nicht möglich, eine Schönheit zu beschreiben, die man sich besser in der Einbildung denken und entwerfen kann. Man stelle sich den höchsten Grad von Schönheit in allen ihren einzelnen Theilen vor, zu diesem Bilde denke man sich eine Blondine, so reizend wie ein Ideal weit über die Kräfte der Natur, und man wird so ziemlich ein Gemälde von Marien haben. Der Künstler, der sie abmahlte, mußte gestehen, so sehr er auch alle Kräfte, seiner Talente und seiner Kunst aufgeboten hätte, nur eine sehr unvollkommene Kopie gemacht

zu haben, die bei weitem das Original noch nicht erreiche. So wie es noch bis jezt allen Mahlern bei großen Schönheiten gehet, wovon die Kopie gewöhnlich höchst unvollkommen wird. Und bei dem allen zogen alle diese höchst fehlerhaften Kopien von dem Bildniße der Maria jeden, der sie sah, auf sich, und feßelte ihn lange leidenschaftlich, daß er sich nicht so geschwind davon losmachen konnte. Karl IX. gieng vor keinem von ihren Gemälden vorbei, wie Brantome erzählt, ohne eine Weile stehen zu bleiben und es aufmerksam zu betrachten, wobei er sich gewisser Anmerkungen nicht enthalten konnte, die nur zu sehr verriethen, daß er davon leidenschaftlich eingenommen sei. Wie sehr dessen Bruder, Franz II., der glüklichste Prinz auf der Erde, so frühzeitig er auch starb und so kurze Zeit er regierte, sie hochschäzte, beweiset, daß er einmal sagte: daß er sich kein beßeres Schiksal wünsche, da er eine so unvergleichliche Prinzeßin zur Gemahlin habe.

Nach-

Nachdem Maria ihr funfzehntes Jahr erreicht hatte, wünschte Heinrich II., daß sein Sohn Franz, der damals Däuphin war, sie zur Gemahlin bekommen möchte, wozu er die Prinzeßin so wenig als seinen Prinzen ungeneigt fand. Das Bündnis, worin seit langer Zeit Scotland und Frankreich gestanden hatte, machte, daß die Unterhandlungen in dieser Sache einen leichten und erwünschten Fortgang hatten. Die Staaten von Scotland schikten acht Abgesandten nach Frankreich, alle Männer vom höchsten Stande, welche den Auftrag hatten, dies Geschäft so schnell als möglich zu beendigen. Im Monat April des Jahrs 1551 ward die Vermählung vollzogen. Das in Frankreich dazu ernannte Conseil, that zwar den Abgesandten den Vorschlag, daß sie die scotländische Krone und die übrigen Reichsinsignien dem Dauphin einhändigen sollten; allein sie entschuldigten sich damit, daß sie dazu nicht bevollmächtigt, sondern blos in der Absicht nach Frankreich gekommen wären, ihrer Königin einen

Ge-

Gemahl aber nicht ihren Staat einen König zu verschaffen. Sie wurden beurlaubt, nachdem ihnen ansehnliche Geschenke waren gemacht worden. Indessen weil vier von ihnen unterweges starben — wie dies Buchanan erzählt — kam man auf den Verdacht, daß einige Große in Frankreich sie vergiftet haben könnten, da sie so wenig Neigung für ihren Dauphin bewiesen hatten. Allein es ist höchst unwahrscheinlich, daß man von Frankreichs Seite mit solchen Grausamkeiten sollte den Anfang gemacht haben, um sich zum Besitz eines Reichs zu verhelfen, daß man auf eine viel leichtere Art zu erlangen glaubte; so unwahrscheinlich ist, daß man das ganze Königreich erbittert hätte, um sich, für einen solchen Preis, vier Gegner vom Halse zu schaffen.

Bald nach der Vermählung der Maria Stuart, stirbt Maria, Königin von England, (den 17. Novembr. 1558) Gemahlin Philipp II., Königs von Spanien, und Elisa-

beth, ihre natürliche Schwester, nimmt sogleich von dem englischen Throne Besiz, indem die Faktion der Kezzer (der Protestanten) ihr darzu behülflich war. Maria, welche sich für die nächste Kronerbin hielt, als Enkelin der Margaretha, Schwester ihres Vaters, führte wenigstens den Namen und das Wappen als Königin von England, welches wahrscheinlich die nächste Veranlaßung zu dem unversöhnlichen Haß der Königin Elisabeth gegen Marien gab, ein Haß, den sie nicht ablegen konnte und der nur mit dem Tode dieser unglüklichen Königin aufzuhören schien, da sie ihre Rache völlig gestillt hatte. Maria bekam hernach wirklich eine Krone, allein sie behielt sie leider nicht lange.

Heinrich II. war gestorben, Franz II., ihr Gemahl, folgte in der Regierung; allein er war beinah nur blos dem Namen nach ein König. Die Guisen, Oheime der jungen Königin, besorgten mit der Catharina von Medicis alle Staatsgeschäfte um desto ungestöhrter,

stöhrter,

stöhrter, da der König geneigter zu seyn schien, sich regieren zu lassen, als selbst zu regieren. Seine Gemahlin, die für ihr Alter einen ausserordentlich großen Verstand hatte, gab dies ungern zu; und gewisse Aeußerungen ihres Mißvergnügens, die sie nicht gut verbergen konnte, verscherzten ihr die Freundschaft der Catharina, die sie von der Zeit als ihre Feindin ansah. Vielleicht war dieser Haß blos eine Wirkung des Neides, welcher gewöhnlich in den Herzen der Großen ausserordentliche Verwüstungen und Veränderungen anrichtet. Sie sah, daß die Augen aller Höflinge auf ihre schöne Schwiegertochter gerichtet waren. Sie sah, daß die Häupter der beiden ansehnlichen Partheien, nemlich der König von Navarra und der ältere Montmoranci, Anbeter dieses Engels waren, daß auf die Art das Gefolge derselben weit zahlreicher und ansehnlicher war, als ihres. Allein sehr bald befreite sie der Tod Franz II., welcher anderthalb Jahr nach seiner Vermählung erfolgte, von allen Sorgen und von dem

nagen=

nagenden Kummer. Anstatt, daß sie darauf hätte denken sollen, eine so reiche Erbin in Frankreich zu behalten, und sie für ihren zweiten Sohn König Karl IX. aufzuheben, oder sonst für ihr Bestes zu bewirken, sagte sie vielmehr ihren Oheimen der Guisen, daß man schnelle Anstalten treffen müße, ihre Abreise nach Scotland zu beschleunigen.

Indessen war alles in der größten Verwirrung in Scotland, die Regentin, ihre Mutter, war sechs Monate vor dem Absterben ihres Gemahls mit Tode abgegangen; die Ungeduld der Catharina von Medicis war so groß, daß sie die Guisen dahin zu bringen wußte, daß sie ihre Nichte nach Lothringen schikten, wo sie so lange bleiben sollte, bis sich eine Gelegenheit finden würde, womit sie in ihr Vaterland zurükreisen könnte. So leidenschaftlich die Catharina von Medicis die Entfernung der Maria wünschte, eben so gerne hätten es Viele gesehen, wenn sie in Frankreich geblieben wäre. Unter andern will ich nur namentlich

nen-

nennen den König von Navarra und den Mareschal Danville, Vater des jüngst verstorbenen Marschalls von Montmoranci; beide hatten sich von den Reizen dieser liebenswürdigen Königin so einnehmen lassen, daß obgleich beide verheirathet waren, und beide von ihren Gemahlinnen verschiedene Kinder hatten, so glaubte doch ein Jeder von ihnen — denn die Liebe denkt ja selbst das Unmögliche möglich zu machen — daß sie Besizzer der Maria durch eine Heirath werden könnten.

Der Erste that dem Kardinal von Lothringen den Vorschlag, er möchte ihn von der Johanna d'Albert unter dem Vorwande scheiden, daß sie eine Kezzerin wäre, um nur seine Nichte heirathen zu können. Allein Maria, die dies ganze Verfahren für unrechtmäßig und gewissenlos hielt, wollte darein nicht ihre Einwilligung geben. Nach andern Nachrichten kam ihre Abneigung daher, weil sie keine Neigung zu diesem Prinzen hatte. Den Mareschal würde sie ohne Zweifel geheirathet haben, wenn er

unver-

unverheirathet oder Witwer gewesen wäre; man kann dies aus der Hochachtung schliessen, die sie jederzeit für ihn hatte. Die Kränklichkeit seiner Gemahlin ließ ihn hoffen, daß sie nicht mehr lange leben würde; daher kam es, daß er die Maria nach Scotland begleitete und mit ihr hernach lange in Verbindung stand, wie ich dies in der Folge erzählen werde.

Sobald in Scotland alles zur Aufnahme der Königin eingerichtet war, besuchte sie den französischen Hof, der damals in Saint Germain sich aufhielt, um von dem Könige Karl IX. und von der Catharina von Medicis Abschied zu nehmen. Darauf reiste sie in Begleitung des Herzogs von Guise, des Markis von Elbeuf, des Grospriors von Frankreich, des Mareschals von Danville und vieler andern vornehmen Herren nach Calais, welche sie zum Theil alle verliessen, so bald sie zu Schiffe stieg. Es blieb nur blos in ihrer Gesellschaft der Markis von Elbeuf, der

Gros-

Grosprior und der Mareschal Danville, welche sie bis in ihr Königreich begleiteten.

Sehr traurig war ihr Abschied und man konnte es ihr anmerken, daß sie ungern ein Königreich und so viele Freunde in demselben verlies. Ehe sie in das zu ihrer Ueberfahrt bestimmte Schif stieg, vergoß sie einen Strom von Thränen, und alle Zuschauer in der Nähe und Ferne nahmen den wärmsten Antheil und konnten sich der Thränen nicht enthalten; allein da bereits das Schif absegelte, nahm ihre Betrübnis eher zu als ab; heiße Zähren, die von ihren schönen Wangen herabrollten, sagten ihren Begleitern mehr als laute Klagen, daß sie Frankreich ungern verließe; und nur erst dann, da ihre Thränenquelle gleichsam vertroknet zu seyn schien, brach sie in ein Klagegeschrei aus. Alle Vergnügungen — sagte sie unter andern — sind in diesem Augenblikke für mich vorbei, als Frankreich sich aus meinem Gesichte verliert. Der Anblik Frankreichs war für sie eine rechte Augenweide

weide. An dem Hintertheile ihres Schifs ließ sie zu dem Ende ein kleines Zimmer zurichten, um von da Frankreich so lange mit Wohlgefallen und Betrübnis betrachten zu können, als sie es noch mit ihrem Gesichte erreichen konnte. Als die Nacht sie nöthigte, diesen Ort zu verlassen, befahl sie ihrem Steuermanne ernstlich, sie ja den Morgen recht früh zu wekken, so bald der Tag anbrechen würde, ohne zu besorgen, daß das frühe Aufstehen ihr unbequem seyn möchte, in dem Fall, wenn man nemlich den folgenden Tag noch Frankreich sehen könnte. Ihre Wünsche wurden auch wirklich erfüllt, denn die ganze Nacht durch weheten widrige Winde, so, daß man nur eine sehr kurze Route zurüklegen konnte.

Indessen erhub sich ein gewaltiger Sturmwind, der allen Schiffen den fürchterlichsten Untergang drohete, gleichsam als wenn das Meer sich einer Reise widersezzen wollte, die für eine so schöne Prinzeßin unglüklich ablaufen würde. Vor ihren Augen wurde ein

Schif

Schif in den Abgrund gestürzt, das mit einem Theil ihrer Equipage beladen war, und ein nemliches Schiksal schienen die übrigen Schiffe zu erwarten, indem sie alle Augenblikke, bei jedem tobenden Windstoß Tod und Verderben vor Augen sahen. Die Königin Elisabeth hatte Marien eingeladen, bei ihrer Reise nach Scotland den Weg über England zu nehmen, und ihr einen freundschaftlichen Besuch zu machen, im Grunde aber war Elisabeths Absicht, sie unter mancherlei wichtigen Vorwande in England zu behalten; da sie nun erfahren, daß sie eine andere Route genommen hatte, rüstete sie eine kleine Flotte aus, um sie mit Gewalt zu entführen; allein der Himmel stand der unglüklichen Königin auf eine ganz besondere, beinahe wunderbare Art bei. Ob es gleich mitten im Sommer war, herrschte doch während ihrer ganzen Reise ein so gewaltiger Sturmwind, als man im Frühlinge und Herbste nur haben kann, der am meisten in dem Kanal zwischen Frankreich und England tobte, daß

ein Schiff das andere nicht sehen, und die englische Flotte nichts entdekken konte, folglich unverrichteter Sache wieder zurüksegeln muste. Maria kam doch endlich im Septembermonat des Jahrs 1561 glüklich in Scotland an, und ward mit alle dem Prunk empfangen, den man von einem unpolirten Volk erwarten kann, das damals die Scotländer noch waren.

Man mußte an dem ersten, besten Ort des Königreichs landen, weil die Königin von dieser Reise außerordentlich ermüdet war. Sie begab sich, so wie sie ans Land gestiegen war, in Ermangelung eines bessern Absteigequartiers, mit allen Damen und Frauenzimmern ihres Gefolges, in die erste, beste Abtei, um daselbst das erste Nachtlager zu halten. Hier bemerkte die Königin sogleich den gewaltigen Unterschied, zwischen dem Lande, wo sie war, und dem andern, das sie verlaßen hatte. Die ganze weite Reise mußte sie auf elenden Bauerpfer-

den machen, die nur selten ordentliche Sattel hatten. Und wenn sie glaubte, die Nacht von den Mühseligkeiten und Beschwerlichkeiten einer höchst unangenehmen Reise ausruhen zu können, machten vier bis fünfhundert Queerpfeifer und Trommelschläger vor ihrem Quartier eine Musik, oder vielmehr ein gräßlich tönendes Lermen, daß sie die ganze Nacht kein Auge zuthun konnte. Als sie den andern Tag, wie gewöhnlich bei einem von ihren Hofkapellanen Meße hören wollte, stürzte der ausgelaßne Pöbel herbei, fiel über den Priester her, der bereits seinen priesterlichen Ornat an hatte, stürzte den geschmükten Altar um, und verbrannte alles; ja die aufgebrachte Menge würde den Priester selbst getödtet haben, wenn er nicht in den Armen seiner Königin Schuz gefunden hätte. Diese Unordnungen wußte Jakob Stuart, ihr natürlicher Bruder, ob er gleich Protektor der Kezzer (der Protestanten) war, augenbliklich zu stillen; allein die Königin gab ihm nicht undeutlich

zu verstehen, was sie von einem Volke erwarten könnte, das so wenig Ehrfurcht für sie hätte, und gegen eine Religion so gewaltig aufgebracht wäre, wozu sie sich doch bekennte.

Das Königreich war damals in zwei Partheien getheilt. Die eine war auf der Seite der Katholiken, und hatte zum Anführer den Grafen Hamilton, welcher der nächste Kronerbe war, und der während der Minderjährigkeit fast immer die Stelle eines Vicekönigs vertreten hatte. Die andere Parthei bestand aus Kezzern (Protestanten) gehorchte den Jakob Stuart, oder vielmehr der Elisabeth, welche durch ihre Unterhändler alles so einrichten konnte, wie sie es gern haben wollte.

Als Maria in Scotland erschien, hatten beide Herren von diesen verschiedene Partheien ganz entgegengesezte Absichten, welche sie durchzusezzen glaubten. Jakob Stuart

bildete sich ein, daß die Königin sich nicht wieder vermählen würde, daß er, oder seine Nachkommen ihr in der Regierung folgen müßten, daß es etwas Leichtes wäre, die Hamiltons von der Nachfolge auszuschliessen, da man nur die Vorsicht brauchen dürfte, ihre ächte Geburt ihnen streitig zu machen. Auf der andern Seite machte sich der Graf Hamilton Rechnung, daß er zwischen der Königin und seinem Sohne eine Vermählung zu Stande bringen würde, der blos in dieser Absicht, so seltsam es auch klingen mag, die Parthei der Kezzer ergriffen hatte. Die Einwilligung der Königin in die Heirath und Veränderung der Religion stellte er sich als etwas sehr leichtes vor, weil er sich dadurch die Gunst der Elisabeth erwerben konnte, welche ihm, in dem Falle er es so weit bringen und selbst die katholische Religion abgelegt haben würde, die Ehe versprochen hatte. Damit er indeßen nicht so viel Neider auf sich ziehen möchte, brauchte er bei dieser Liebe einen

gewißen

gewißen Vorwand, eine bloße Wirkung seines Ehrgeizes, er stellte sich nehmlich, als wenn das feurige Auge der Königin ihm ganz bezaubert hätte. Mit einer größern Unterthänigkeit, als die übrigen Höflinge zu beobachten pflegten, und mit dem äußersten Bestreben, allen ihren Wünschen zuvorzukommen, und durch tausend andere Kleinigkeiten, die nur Liebende verstehen können, gab er sich alle Mühe von der Welt, sie zu einer Leidenschaft zu reizen, die er im Grunde nicht für sie hatte.

Die Liebe, die er zu verspotten schien, rächte sich bald an ihm, denn er ward von der nehmlichen Leidenschaft, die er aus Politik nur auf eine sehr kurze Zeit dem Scheine nach annehmen wolte, selbst bestrikt, und er fühlte in seinem Herzen ganz unvermuthet Liebe für einen Gegenstand, den er noch vor einigen Tagen mit der größten Gleichgültigkeit betrachten konnte. Jezt kam sogar die Eifersucht mit ins Spiel; er bildete sich

ein.

ein, daß der Mareschal Danville bei der Königin beßer als er angeschrieben sei und daß Maria denselben mehr Freundschaft zu schenken scheine; er ließ ihm daher durch seinen Vater vorstellen, daß nach einem Artikel des lezten Friedens, der durch seine Mutter mit den Scotländern wäre gemacht worden; damals als sie die Waffen ergriffen hätten, alle Franzosen Scotland verlassen müßten. Auf die Art sah sich die Königin genöthigt, alle die Herren zu verabschieden, die sie als Gesellschafter und Begleiter aus Frankreich mitgenommen hatte.

Dem Mareschal von Danville schmerzte vorzüglich diese Trennung, die er vielleicht nicht für möglich gehalten hatte. Allein in der Erwartung, daß sich die Zeiten ändern könnten, ließ er einen von seinen Edelleuten, Namens Chatelar in Scotland, der sein Correspondent seyn und alle Hofneuigkeiten, vornehmlich die, welche die Königin betrafen ihn melden möchte. Als der Sohn

des Grafen Hamilton, den wir den Grafen Arran nennen wollen, denjenigen vom Hofe entfernt hatte, den er für seinen Nebenbuhler hielt und von dem er glaubte, daß er am meisten seiner Liebe hinderlich wäre, sah er nur zu bald aus eigener Erfahrung ein, daß weder seine Person, noch sein Stand die Königin von einer Vermählung abgehalten habe, sondern daß daran ganz andere Sachen Schuld wären.

Johann von Guordon, Sohn des Grafen von Huntly, der reichste Herr des Königreichs, ward ebenfalls von den Reizen der Königin bezaubert, glaubte, daß er eben so viel Recht hätte, als der Graf Arran, ihr seine Liebe zu gestehen und das Urtheil seines Lebens oder seines Todes zu erwarten. Seine Geburt und sein Stand war nicht von dem Range, als seines Nebenbuhlers, allein dagegen übertraf er ihn weit an körperlichen und geistigen Vollkommenheiten. Er gefiel der Maria so wohl

daß sie sich ohnmöglich enthalten konnte, ihm eine Neigung zu entdekken, die alle Frauenzimmer ohne Ausnahme unvermerkt zu empfinden pflegen, die sich für den Einen mehr als für den Andern erklären, ohne darüber öfters eine befriedigende Auskunft geben zu können. Die lebhafte Vorstellung ihrer ersten Heirath, die ihrem Geiste noch im frischen Andenken war, die häufigen Bemerkung fast aller europäischer Prinzen um ihre Person, schienen ihr gerade zu dieser Zeit nicht zu erlauben, an eine Vermählung mit einer Privatperson zu denken.

Indeßen streute die Eifersucht den Saamen der Zwietracht unter die beiden genannten Herren aus; bald waren sie erklärte Feinde. Oefters fand Maria für nöthig, ihre Macht als Gebieterinn mit ihrem königlichen Ansehen zu vereinigen, damit diese Beiden nicht den schuldigen Respekt in ihrer Gegenwart aus den Augen sezten, wenn sie gegen einander Feindseeligkeiten

öffent-

öffentlich anfangen wollten. Sie sah sich sogar in die Nothwendigkeit gesezt, sich zurükzuziehen, sich zu verstellen, alle ihre Minen zu studiren, und jedes Wort gleichsam abzuwiegen, damit nicht der Eine glauben könnte sie gäbe ihm vor dem Andern einen gewißen Vorzug. Dies vorsichtige Betragen hatte den besten Erfolg von der Welt; denn indem sie auf die Art Keinen vorzog, sondern ihre Gunst und Gnade unter Beiden gleich vertheilte, hörte von selbst aller Neid auf, der sie Anfangs zu Feindseligkeiten verleitete; ein jeder wünschte nun freilich, daß der Andre der Erste sein möchte, der irgend wodurch die Gnade seiner Gebieterinn verscherzte, allein so lange dies noch nicht entschieden war, warteten sie ruhig diesen so merkwürdigen Zeitpunkt ab. Allem Anschein nach mußte die Lage der Sache noch eine geraume Zeit so bleiben, indem auf der einen Seite die Furcht und der ungewiße Ausgang der Sache mit dieser Leidenschaft unzertrennlich verbunden war,

und auf der andern Seite die Ehrfurcht und Achtung, die der Unterthan dem Souverän von Natur schuldig ist, bis jezt beide Herren Nebenbuhler in einer gewißen Entfernung und Zurükhaltung hielt und die Königin in den freien Besiz ihrer Person sezte; allein es ereignete sich mit einemmale ein Vorfall, der die hohe Idee von Größe der Seele, die sie sich von Maria gemacht hatten, ungemein schwächte, und ihr einen grossen Theil der Achtung entzog, die sie ihr bis jezt ganz aufrichtig erwiesen hatten.

Der Mareschal Danville hatte, als er von Scotland abreißte, wie ich schon gesagt habe, als Agenten und Kommißär einen gewißen Chatelar bei der Königin gelaßen. Der Marschall hatte allerdings in diesem Lande einen Agenten nöthig, der seine Briefe der Maria überreichen konnte, allein dies war nicht der einzige Grund, warum er zu diesem Geschäfte gerade den Chatelar nahm. Die Verbindung worin

dieser

dieser Mann mit der Königin schon in Frankreich gestanden hatte, da er sich ihr durch seine Verse zu empfehlen wußte, woran sie außerordentlich vielen Geschmak fand, war so groß, daß sie leidenschaftlich für ihn eingenommen war, und ihn um keinen Preiß würde von sich gelaßen haben, als sie nach Scotland reißte. Da die Trennung von diesem Mann ihr zu viel Betrübniß verursacht haben würde, fand der Mareschal Gelegenheit es so zu verwikkeln, daß er in der Qualität seines Agenten bei der Königin blieb. Als Agent des Mareschals von Danville war er immer nah' um die Person der Königin, er bestrebte sich sichtbar, ihre Gnade, und Gunst immer mehr durch Beobachtung und Erfüllung aller Obliegenheiten zu verdienen, welches die Königin alles sehr wohl auf' nahm, weil sie die wahre Ursache davon nicht sogleich ergründen konnte. Er machte öfters Verse, laß sie ihr vor, oder gab sie ihr zum Durchlesen; in allen war der

Ge-

Gegenstand unverkennbar, den er besingen wollte, denn es war nichts geringers, als Liebe zur Königin, die er mit so viel Feuer und Enthusiasmus schilderte, daß es wirklich unbegreiflich ist, wie die Königin, als eine so große Menschenkennerin, dies nicht gleich das erstemal merken konnte. Allein die Königin, die blos auf den geringen Stand ihres unbekannten Liebhabers sah, ohne zu bedenken, daß ihre Augen über die armen Sterblichen so viel Gewalt hätten, daß die Vernunft verstummen muß, hielt alle diese Galanterien für Spiele der Einbildungskraft und des Genies, oder auch vielmehr als Beweise der Achtuug des Mareschals. In den Augenblikken wenn Chatelar für sich war, das heißt, wenn er nicht bei der Königin war, sah er ein, daß er unter diesen Umständen vergebens auf Gegenliebe warten könnte, und wenn ja einer in dem Fall einer unerhörten Liebe gewesen wäre, so wäre er jezt in dem nemlichen Fall, und das einzige Mittel sich von dieser Leidenschaft zu befreien, wäre Entfernung von dem gelieb-

ten

ten Gegenstande. Er bat Marien um seinen Abschied, erhielt ihn, sezte sich zu Schiffe, kam nach Frankreich, nahm Kriegesdienste bei den Hugenotten, welche damals mit dem Könige Karl IX. Krieg führten. Er wohnte der Belagerung von Orleans bei und war bei verschiedenen andern sehr gefährlichen Vorfällen zugegen, wohin ihm seine Leidenschaft, die ihm weder Tag noch Nacht Ruhe ließ mit unwiderstehlicher Gewalt gleichsam zog. Allein ihn, der der Liebe entfliehen wollte und den Tod suchte, verfolgte die Liebe und der Tod suchte ihn nicht. Er blieb in Frankreich der nemliche unglükliche Mensch, der er in Scotland gewesen war. Seine Leidenschaft trieb ihn fürchterlich herum; jezt segelte er wieder übers Meer, um aus den Händen der Liebe den Tod zu empfangen, den er auf dem Schlachtfelde umsonst wünschte und erwartete. Er kam nach Scotland, ward von der Königin sehr gut aufgenommen, da er Empfehlungsschreiben von dem Mareschal Danville mitbrachte, worin sie gebeten ward,

daß

daß sie dem Ueberbringer erlauben möchte, bei ihr zu bleiben. Er fuhr fort ihr tausend Beweise seiner großen, unwiderstehlichen Liebe zu geben, welche die Königin nicht merken wollte oder konnte. Jezt wußte er nicht mehr was er anfangen sollte, seine Leidenschaft war zu dem höchsten Gipfel gestiegen, den sie nur erreichen konnte, daß er sich irgend auf eine Art Erleichterung verschaffen mußte; er wünschte aus dieser verzweifelten Lage heraus zu seyn; ein Mittel blieb ihm übrig, es kam blos darauf an, wie der Versuch ablaufen würde. Als er einmal keinen Menschen im Zimmer der Königin und in dem daran stossenden Schlafzimmer derselben bemerkte, verbarg er sich unter ihrem Bette, um so die Nacht zu erwarten, oder wenn er vor Anbruch derselben sollte entdekt werden, aufs Blutgerüst geführt zu werden. Allein die Güte und Gnade der Maria war so groß, daß sie ihm seinen Fehler vergab, als eine von ihren Kammerjungfern ihn noch frühzeitig entdekte, weil keiner von dem ganzen

Vor-

Vorfall etwas wußte und sie sich auf das Stillschweigen ihrer Leute und des unglüklichen Liebhabers zu verlassen glaubte. Allein Chatelar war es eigentlich um Vergebung seines Fehlers und um Gnade nicht zu thun; seine Verblendung oder vielmehr seine Liebe war so groß, daß er einige Tage nachher in den nemlichen Fehler zurük fiel. Er ward abermals von den Kammerjungfern der Königin und von verschiedenen andern Personen, die gerade damals im Zimmer waren entdekt. Maria sah sich auf die Art genöthigt, ihrer Ehre denjenigen aufzuopfern, der sich seiner Leidenschaft aufopferte; sie übergab ihn den Händen der Gerechtigkeit, die ihn zum Schwerd verurtheilte. Auf dem Blutgerüst bewies er die größte Standhaftigkeit und Unerschrokkenheit, die vielleicht noch kein Dichter in ähnlichen Fällen bewiesen hat. Nachdem er Ronsards Ode von Verachtung des Lebens mit vernehmlicher Stimme hergelesen, und sich nach dem Ort hingewendet hatte, wo er die Königin zu seyn glaubte und laut ausgerufen: Leb

wohl!

wohl! liebenswürdigste, aber grausamste Prinzeßin der Welt! empfieng er den fürchterlichen Streich des Henkers, der seinen Kopf mit einem einzigen Hieb vom Körper trennte.

Obgleich die Schönheit der Königin diese höchst traurige Begebenheit allein veranlaßt hatte, und weiter nichts Sträfliches unter beiden vorgefallen seyn konnte, so hielten sie doch die beiden Grafen nach ihrer bekannten Eifersucht nicht für ganz unschuldig, vornehmlich da sie wußten, daß sie ihm schon einmal sein Verbrechen vergeben hätte. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß sie eine so heftige Leidenschaft bei einem jungen Manne nicht sollte bemerkt haben, der täglich mit ihr umzugehen Gelegenheit hatte, und den sie von den Augenblikke an, da sie seine strafbaren Absichten erfahren, ganz von sich hätte entfernen sollen. Und da sich einmal alles verschworen zu haben schien, um eine Sache, die offenbar falsch war, für wahr auszugeben, mußten

ihnen einige Verse in die Hände fallen, die Chatelar auf die Königin gemacht und ihr selbst überreicht hatte. Da dies gerade die lezten waren, die er vor dem ersten unüberlegten Streich, der seinen Tod verursachte, machte athmeten sie Leidenschaft und Liebe, die Königin nahm sie an, in der Voraussezzung, daß sie auf keinen besonders giengen. Obgleich der Styl das Alter derselben verräth, so glaube ich doch dem Leser einen Gefallen zu erweisen, wenn ich einige davon hersezze, da sie so ganz die Sprache der Leidenschaft verrathen:

Antres, Prez, Monts, et Plaines.
Rochers, Forîts et Bois,
Ruisseray, Fleures, Fontaines,
Où perdu je m' envois:
D' une plainte incertaine
De sanglots toute pleine,
Je veux chanter
La miserable peine
Qui me fait lamenter.

Mais qui pourra entendre
Mon ſoupir jemiſſant,
Ou qui pourra comprendre
Mon ennui languiſſant,
Sera-ci cet herbage?
Ou l'eau de ce rivage,
Qui s'écoulent,
Porte de mon viſage
Ce ruiſſeau diſtillant. *)

Der üble Eindruk, den die Geſchichte auf die beiden Grafen gemacht hatte, verminderte zwar die Achtung für die Königin, ohne im geringſten ihre Liebe zu vermindern; jezt wollten beide nicht mehr das Mittel der Unterwürfigkeit gebrauchen, um zum Zwek zu kommen, ſondern ſie waren vielmehr darauf bedacht, durch gewaltſame Mittel ihre Abſichten zu erreichen und ihre Plane auszuführen.

Der

*) Ihr Höhlen, Wieſen, Berge und Ebenen; Ihr Felſen, Wälder und Büſche; Ihr Bäche, Flüſſe und Quellen, gebt mir den wieder, den ich verloren habe! Mit fruchtloſen Klagen, mit tiefen Seufzern will ich meinen elenden Kummer beſingen, der mich kla-

gen

Der Graf Arran machte den ersten Versuch dieser Art, entweder weil er sich von den gelinden Mitteln wenig versprach, oder weil seine Leidenschaft bereits einen sehr hohen Grad erreicht hatte. Er besaß an dem Orte, wo sich die Königin gewöhnlich aufzuhalten pflegte, ein Schloß in einer sumpfigen Gegend, durch Kunst und Natur gleich fest. Da überdies die ganze dortige Gegend und alle Einwohner derselben zu seiner Disposition waren, glaubte er gewiß, daß sie alle für ihm die Waffen ergreifen und bei dem ersten Wink ihn zu Gebote stehen würden. Nachdem er alles dies genau überlegt hatte, sezte er sich in den Kopf, die Königin zu entführen und sie auf dies Schloß zu bringen, wo sie, seiner Meinung nach, ohne viele Umstände in alles ihre Einwilligung geben würde, wenn sie kein an-

der

gen läßt! aber wer kann meine tiefen Seufzer hören, oder wer kann meinen quälenden Jammer verstehen! sollen es diese Kräuter thun! oder das Wasser dieses Ufers, welches vorbeifließt und in meinen Augen einen Thränenbach hervorbringt.

der Mittel wüßte, ihre Ehre, und vielleicht sogar ihre Krone zu retten; in jedem Fall, dachte er, möchte der Ausgang der Sache auch seyn, wie er wollte, so könnte er doch unmöglich für ihn so traurig ausfallen, als für Chatelar, weil er sowohl als sein Vater im grossen Credit stand. Um desto sicherer sein Vorhaben auszuführen, entdekte er sich verschiedenen von seinen vertrautesten Freunden, bestellte von der Stadt bis nach seinem Schloß eine verhältnißmäßige Anzahl von Relais, und gab die nöthigen Befehle, wie man die Königin am besten überfallen könnte, wenn sie ihrer Gewohnheit nach draussen vor der Stadt mit ihrem Gefolge spaziren gehen würde.

Alle dergleichen Unternehmungen, die mit vielem Geräusch verbunden sind, die grosses Aufsehen machen, woran mehrere Theil nehmen müssen, wenn ihnen auch das eigentliche Geheimniß, das darunter verborgen liegt, unbekannt ist, bleiben selten ganz verschwiegen oder unentdekt. So gieng es auch mit die-

diesem viel zu kühnen Projekt. Jakob Stuart, der im Dienst seiner Schwester viel Eifer wenigstens zu beweisen schien, wunderte sich, daß so ganz ungewöhnlich viel Leute zu Pferde vom Lande nach der Stadt kamen, und immer hin und wieder ritten, und er argwöhnte, daß wohl gar eine Verschwörung im Werke seyn möchte. Er beredete seine Schwester, daß sie lieber an diesem Tage nicht ausgehen möchte, welches gerade der Tag war, den der Graf zur Ausführung seines Vorhabens festgesezt hatte. Als der Graf Arran sah, daß sein Vorhaben auf die Art vereitelt war, mochte er gar nicht weiter daran denken.

Der Graf von Guordon verschob sein Projekt ebenfalls auf ein andermal, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil der Königin von jezt an eine Leibwache gegeben wurde, ohne weiter die Sache untersuchen zu lassen. Dies konnte ihr nun freilich als Schwachheit angerechnet werden, daß sie sich nicht einmal unterstand, eine dergleichen Unbesonnenheit

ihres

ihres Unterthans gebührend zu bestrafen. Ich weis wohl, daß der Verfasser der scotländischen Geschichte, der sich bemühet, alle Handlungen der Maria zu befleken und aus einem schiefen Gesichtspunkte zu betrachten, diese ganze Geschichte für eine Farce hält, welche von der Königin erfunden sei, um eine Leibwache zu bekommen. Allein Buchanan ist eben so wenig in diesem als in so manchen andern Stükken ein glaubwürdiger Schriftsteller, weil er einer von denen war, den die Scotländer zum erstenmale nach England schikten, um das Verdammungsurtheil zu beschleunigen, wie ich dies in der Folge erzählen will. Die Leser werden mir diese kleine Ausschweifung verzeihen, weil Thou, ein berühmter Schriftsteller seines Jahrhunderts, diesem Verfasser in seiner Erzählung gefolgt ist. Diese Nachricht verbreitet von Maria eine ganz falsche Idee, die mit der Wahrheit und mit meiner Erzählung ganz und gar nicht übereinstimmt. Gründe genug für mich, daß ich hier etwas weitläuftig seyn mußte,

weil ich nicht gerne wollte, daß diese falschen Nachrichten Eingang finden und meine bezweifelt werden möchten.

Jakob Stuart gebrauchte die Errettung seiner Schwester von dieser so grossen Gefahr zu einem Vorwande, sich über sie eine despotische Gewalt anzumassen, die einer völligen Tirannei glich. Die Kezzer (Protestanten) waren auf seiner Seite und unterstüzten ihn durch ihren Beistand. Alles ordnete er nach seinem Gefallen, und sie durfte keinen Schritt thun, ehe sie nicht dazu von ihm Erlaubniß bekommen hatte. Ihre Leibwachen hiengen von ihm völlig ab, er hatte sie ihr nicht sowohl deswegen gegeben, um sie gegen alle Gewaltthätigkeiten zu schüzzen, als vielmehr sich ihrer Person zu versichern. Indessen benuzte er diese ihm von selbst angebotene Gelegenheit, das Staatsruder zu führen, so gut, als er nur konnte.

Der Graf von Murray hatte bis jezt unter der Gewalt des Grafen von Huntly gestan-

standen, bis er durch das Absterben eines Prinzen, eines beinah eben so nahen Erben als die Königin, mit der Krone verbunden war. Er empfieng die Belehnung, nahm dessen Namen an, so daß ich ihn von jezt an Graf von Murray nennen werde. Der Graf von Huntly hatte über diesen Grafen eine gewisse Aufsicht gehabt, allein er hatte sich wegen seines grossen Kredits sehr viel über ihn herausgenommen, und er legte daher mit dem größten Unwillen diese Aufsicht nieder, weil es nicht anders seyn konnte. Nicht blos Graf Murray war es allein, der Rache an ihm zu nehmen wünschte, sondern er fand sehr viele Gefährten und Theilnehmer, die auf ihm einen ähnlichen Haß geworfen hatten. Der Graf Hamilton wollte ihm ebenfalls nicht wohl; sein Rang, den er als erster Prinz vom Geblüt hatte, verlangte, daß er mehr Antheil an der Regierung haben sollte, als er wirklich hatte; eben daher kam sein tödtlicher Haß gegen den Grafen von Murray, weil er ihm die vornehmste Schuld zuschrieb. Beide Grafen

theil-

theilten sich die Ursache ihres Misvergnügens mit, und beschloßen, gemeinschaftlich mit vereinigten Kräften am Untergange des Murray zu arbeiten, sich sodann der Königin zu bemächtigen, und sie zu zwingen, einen von ihren beiden Söhnen zu heirathen, und ihr in diesem Stük die freie Wahl zu überlassen.

Graf Hamilton glaubte, daß sie seinem Sohne den Vorzug geben würde, vornehmlich wohl aus dem Grunde, weil sie kein Bedenken tragen würden, ihren Kronerben und einen jungen Mann zu heirathen, der mit ihr von einerlei Geblüt abstammte. Graf Huntly glaubte nun wieder auf der andern Seite, daß hier die Liebe allein entscheiden müßte, und weil er bemerkt hatte, daß die Königin eine besondere Neigung für seinen Sohn äußerte, so machte er sich ganz sichere Rechnung, daß die Wahl ihn treffen würde. Es kam nun blos noch darauf an, Jemanden zu finden, auf den man sich verlassen und dem man die Leitung dieser ganzen kützlichen Sache sicher anvertrauen könnte. Sie selbst

woll-

wollten nicht gern die Sache allein betreiben, es schien ihnen bei aller getroffener Vorsicht doch etwas zu gewagt zu seyn. Man konnte und mußte doch den möglichen Fall sich denken, daß die Sache schief gehen könnte, in welche Gefahr würden sie sich selbst und ihre Familien stürzen, die die reichsten und angesehensten im Königreiche waren.

Endlich fanden sie einen Mann, so wie sie ihn zu haben wünschten. Jakob Hephurn Graf von Bothwell, hatte durch mancherlei Ausschweifungen seine ehemals sehr reiche Familie so heruntergebracht, daß er schlechterdings auf Mittel bedacht seyn mußte, womit er sich aus dem Wirwarre, worin er mit seiner Familie sich befand, herausreissen und seiner überhaupt sehr mißlichen Lage eine vortheilhafte Wendung geben könnte. Dies verleitete ihm, den Grafen von Murray von freien Stükken den Vorschlag zu thun, den Grafen Hamilton, der ihm als dessen erklärter Feind bekannt war, zu ermorden, und er-

bot

bot sich, selbst in eigner Person ihm den tödtlichen Streich zu geben. Allein Murray hatte keine rechte Lust sich mit dieser Sache zu befassen, entweder, weil er besorgte, daß diese Mordthat üble Folgen haben könnte, oder weil er überhaupt die ganze Sache für unmöglich hielt. Graf Huntly, der ein sehr feiner Hofmann war, und sich das Ansehen geben wollte, als wenn er mit der ganzen Sache nichts zu thun hätte, sagte dem Bothwell auf dessen Anerbiethen, wenn er dem Grafen Hamilton den nemlichen Vorschlag thäte, den Grafen Murray umzubringen, würde er viel leichter Gehör finden. Bothwell merkte sich dies, und gieng mit diesem Vorsaze zum Grafen Hamilton hin. Er stellte ihm die Sache so vor, als wenn er ohne alle Veranlaßung, und nur aus eignem Triebe diese That thun wollte. Er gab ihm zu bedenken, daß er von dem Grafen Murray alles Schlimme zu befürchten hätte, weil er die Königin ganz beherrsche, die es nicht einmal wagen dürfte, ihm etwas abzuschlagen; wie leicht wäre es möglich, daß er

ihm

ihm alle seine Güter nehmen könnte, wie er ihm schon sein Ansehen genommen hätte. Dieser Mann wäre bereits schon so mächtig geworden, vornehmlich durch den Anhang der Reformirten, die ihn für ihren Protektor hielten, daß er ihm sogar die Krone entreissen könnte, im Fall Maria ohne Kinder sterben sollte. Das nehmliche wäre ja erst seit Kurzem in England geschehen, wo die Kezzer (Protestanten) einen Bastard auf den Thron gesezt, und den rechtmäßigen Kronerben von der Regierung ausgeschlossen hätten. Eben deshalb machte er der Königin jedesmal Gegenvorstellungen, wenn sie sich vermählen wollte, vornehmlich sei er sehr gegen die Verbindung mit dem Grafen von Arran. Aus dem allen zog er die Folgerung, daß nur ein einziges Mittel übrig bleibe diesem Streiche auszuweichen, das darinn bestünde, ihm zuvorzukommen und er wollte es über sich nehmen, ihn mit seiner eigenen Hand aus dem Wege zu schaffen.

Graf Hamilton ließ sich diesen selbst angebothenen Verschlag um so lieber gefallen, entweder weil er schon fest entschlossen war, Murray zu verderben und aus dem Wege zu schaffen, es möchte auch kosten, was es wollte, oder weil sich gerade damals etwas zutrug, das ihn noch mehr in seinem Vorhaben bestärkte. Man hatte bis jezt die Hamiltons für die nächsten Verwandten des königlichen Hauses, folglich für die Erben des Reichs angesehen; allein Graf von Murray, der schon lange damit umgegangen war, wie er sich einen Weg zum Throne bahnen könnte, wollte sich ein Recht zur Krone auf den Trümmern und dem Untergange dieser Herren erbanen. Er schlug der Königin vor, in ihren Staaten einen Befehl bekannt machen zu lassen, daß die Stuarts, nicht die Hamiltons, ihr einmal in der Regirung folgen sollten, ohne einen Unterschied unter Bastarden, oder rechtmäßigen Kindern zu machen; allein diesen Vorschlag — denn befohlen konnte so etwas nicht werden — verwarf ein Jeder. Wie

leicht

leicht konnte aber bei einer andern günstigern Gelegenheit dies Projekt glükken; um dies ganz zu vereiteln, wurde Graf Hamilton noch mehr bestärkt, sein Projekt je eher je lieber auszuführen. Er verabredete also mit Bothwell, daß er den Grafen Murray umbringen sollte, wenn er die Königin auf der Damhirschjagd begleitete, in einem Walde, der nahe am Schloß Flakland liegt, wo sie sich damals aufhielt. Hier konnte der Graf leicht ohne alle Gefahr überfallen werden, da er beinahe gar keine, oder doch eine sehr schwache Bedekkung bei sich hatte. Allein das ganze Projekt ward zwei Tage vor der Ausführung entdekt. Folgendes sind die nähern Umstände davon.

Der Graf von Arran hatte nicht blos Theil an dieser Verschwörung, sondern sogar unleugbare Vortheile, wenn alles nach Wunsch ablief, er konnte bei einigen günstigen Ereignißen sich Hofnung machen, die Königin, die er leidenschaftlich liebte, zur Gemahlin zu

bekommen; allein dieser grossen Erwartung ungeachtet wollte er doch nicht diese vermeintliche Grösse mit dem Verluste des Grafen von Murray erkaufen, den er für seinen besten und vertrautesten Freund hielt, ob er gleich in Ansehung seiner nahen Vermählung mit der Königin ganz anders dachte, und sich öfters bemühte, ihm diese hohe Idee auszureden, oder ihn wenigstens etwas herunter zustimmen von der Erwartung, daß diese glükliche Zeit ganz nahe wäre. Ein Freund wünscht nicht gern den Untergang seines Freundes, er beschloß also, ihm Nachricht von der Gefahr zu geben, der er ausgesezt sei. Nachdem er lang über die Art, wie dies geschehen sollte, unentschlossen war, glaubte er die kürzeste und sicherste Art sei die, daß er ihn schriftlich auf eine verstekte Art warnen wollte, um ja auf seiner Hut zu seyn, vornehmlich sollte er sich in Acht nehmen, ohne starke bewafnete Begleitung die Königin auf der Damhirschjagd zu begleiten. Murray schikte ihn durch den nehmlichen Boten ein

Dank-

Danksagungsschreiben, worinn er ihm meldete, daß er seinen Vorschriften genau nachleben wollte. Allein der Bote, der von dem ganzen Geheimnis nichts wußte, gab diesen Brief, da er den Grafen von Arran nicht zu Hause traf, dessen Vater.

So bald der Alte aus dem Briefe, der ihm äußerst verdächtig vorkam, sah, daß sein Sohn das ganze Projekt entdekt habe, ließ er den Sohn ins Gefängnis sezzen. Graf Arran entkam glüklich aus demselben, gieng zur Königin und erzählte ihr die ganze Sache, wie sie eigentlich war, ohne jedoch den Grafen Hamilton zu nennen, sondern er beschuldigte blos den Grafen von Bothwell und einigen andern dieses Verbrechen. Sehr viele auffallende Umstände, die man einige Tage vorher bemerkt hatte, bewiesen nur zu deutlich die Wahrheit dieser Aussage, und nöthigten ihn, freier und bestimmter von der Sache zu reden. Die Königin ließ ihn sowohl als Bothwell einsezzen, welcher alles leugnete,

und alle diese Beschuldigungen für blosse Verläumdungen ausgab.

Die heftige Liebe zur Königin bestimmte wohl den Grafen Arran am meisten, ihr dies Geheimnis der Verschwörung zu entdekken, weil er sie leicht überreden konnte, daß ihr eine ähnliche Verschwörung bevorstünde, als dem Grafen Murray, wodurch er ihre Liebe zu gewinnen und den Grafen zu bestimmen glaubte, ihm nüzliche Dienste zu leisten. Allein ungeachtet seiner heftigen Liebe, wollte er doch nicht gerne die Gunst seines Vaters verlieren, oder ihn wohl gar unglüklich machen. Damit man daher seiner Aussage weniger Glauben beimessen möchte, stellte er sich wahnsinnig, wenn man ihn wegen des Grafen Hamilton gerichtlich befragte, doch beschuldigte er noch immer Bothwel des mörderischen Vorhabens, ohne einige Beweise beizubringen, er verstand sich blos, nach dem damaligen Gebrauche, zu einem Zweikampf mit ihm, der die Sache entscheiden

würde. Allein die Sache wurde in der Stille beigelegt und die Gefangenen auf freien Fuß gesezt, entweder weil die Sache schwer zu beweisen war, oder weil die Königin aus gewissen Gründen für nöthig hielt, diese Verschwörung, so wie die erste, zu unterdrükken.

George von Guordon, Graf von Huntly, der das erste und vornehmste Triebrad des ganzen Komplotts war, ohne daß auf ihm der geringste Verdacht fiel, suchte eine andere Gelegenheit auf, den Grafen von Murray aus dem Wege zu schaffen, da ihm sein erstes Projekt so schändlich mißlungen war. Er veranstaltete nehmlich von gedungenen Leuten einen Aufruhr in der Stadt, wobei der Graf, wenn er aus seinem Pallast herauskommen würde, um den Aufrühreru Ruhe zu gebiethen, sehr leicht über den Haufen gestoßen werden könnte. Allein auch dieses Projekt wurde, so wie ein Drittes, wo man ihn in seinem eigenen Pallast überfiel,

fiel, vereitelt, und Huntly sah sich genöthigt, eine Weile Ruhe zu halten.

Indessen bezeugten die beiden Liebhaber der Königin alle mögliche Unterwürfigkeit, und glaubten auf die Art zu ihrem Zwek zu kommen, weil die andere ihnen fehlgeschlagen war. Auch die Königin blieb bei ihrem einmal gefaßten Vorsaz, bezwang ihre eigene Neigung, gab keinem von beiden den geringsten Vorzug, um ihr eigen Ansehen zu behaupten, wodurch sie sich selbst den größten Schaden that. Jemehr beide Nebenbuhler aus vielfach angestellter Erfahrung sahen, daß sie den Grafen von Murray nicht zu Grunde richten könnten, versuchten sie auf mancherlei Art, ihn auf ihre Seite zu ziehen, weil sie durch ihn das Gleichgewicht zu erhalten glaubten. Auf die Art konnten diese beiden mächtigen Häuser das Ansehen der Königin sehr einschränken, und hatten nicht weiter nöthig, durch Unterwürfigkeit um ihre Gunst und Gnade sich zu bewerben,

im Gegentheile veränderte sich die Szene sehr schnell, diese beiden Familien kamen so geschwind in die Höhe, und zu einer so grossen Macht, daß sie nicht weiter nöthig hatten der Königin Cour zu machen, sondern daß sie vielmehr gezwungen ward, dies zu thun; weil der Graf, als Protektor und Chef der Reformirten, bei seinem großen Kredit leicht Gelegenheit fand, die Kezzereien dieser Religion zu verbreiten, zum großen Schaden und Nachtheil der alten eingeführten Religion, die dadurch immer mehr herunter kam, und nicht weiter daran denken konnte, die Kezzer zu verjagen und völlig auszurotten.

Die Königin befand sich in einer verzweifelten Lage, sie mochte auch eine Wahl treffen, welche sie wollte; denn wenn sie dem Grafen abschlägige Antwort gab, erbitterte sie ihn nur noch mehr; wenn sie ihm ihre Hand gab, blieb sie eine Königin dem blossen Namen nach. Sie nahm daher ihre gewöhnliche Zuflucht zu ihren Oheimen, den Guisen;

und bat sich von ihnen einen Rath aus, was sie bei dieser kritischen Sache thun sollte.

Ihre Oheime schrieben ihr, sie müßte den Graf von Murray zu Grunde richten, um welchen Preis auch dies geschehen sollte. Das einzige Mittel dies zu bewerkstelligen, wäre, daß sie ein anderes mächtiges Haus ihm entgegen stellte; dazu mußte sie den Grafen von Huntly gebrauchen, der sich zu ihren Absichten gern verstehen würde, wenn sie ihm nur Hoffnung machte seinen Sohn zu heirathen; sein natürlicher Ehrgeiz mußte dabei das Meiste thun, und an einem unternehmenden Geiste fehle es ihm auch nicht, man müßte ihm nur in der Erwartung zu erhalten suchen, daß man jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen würde, sein Haus und seine Familie recht in die Höhe zu bringen. Die Guisen gaben dem Grafen von Huntly bei dieser Gelegenheit einen Vorzug vor dem jungen Grafen von Arran, den sie doch zu denselben Absichten gebrauchen konnten. Sie

hatten aber gewissermassen auf den Leztern einen Groll geworfen, weil er bei seinem Aufenthalt am Pariser Hofe einigen Antheil an der ambrosiusischen Verschwörung gehabt; eben deshalb wurden ihm alle Bedienungen genommen, die er in Frankreich hatte.

Zufolge dieses wohlgemeinten Raths fing die Königin mit dem Grafen Huntly geheime Unterhandlungen an, die auf ihn in jezigen Angelegenheiten Bezug hatten; sie stellte ihm nehmlich die Tirannei vor, worunter sie, bei der angemaßten Vormundschaft des Grafen von Murray, seufzen müßte; er hätte durch List, durch Kunstgriffe und vornehmlich durch seine Macht sich selbst zum Könige gemacht, und sie selbst führe nur den königlichen Titel, sonst wäre sie seine Gefangne. Nachdem sie ihm ihre traurige und bejammernswürdige Lage mit vieler Rührung geschildert hatte, stellte sie ihm vor, daß sie keinen rechtschaffenen und biedern Mann kenne, dem sie sich hierin sicher

anvertrauen könnte, und der ihr zugleich beförderlich wäre, sie von einem so beschwerlichen Joch zu befreien; zu ihm allein hätte sie das Vertrauen, daß er helfen könnte und helfen wollte. Darauf gab sie ihm verblümt zu verstehen, doch so, daß er es sehr gut merken konnte, daß sie nicht abgeneigt wäre, sich mit seinem Sohn zu vermählen, wenn er die Ausführung dieser ganzen wichtigen Sachen übernehmen wollte, und glüklich beendigen würde.

Mit dem größten Vergnügen und mit der lebhaftesten Freude nahm der Graf ein Anerbiethen an, daß ihm nicht erwünschter kommen konnte. Durch das Ansehen und die Macht der Königin konnte er nun alle die großen Ideen ausführen, die er längst realisiren wollte, und sein Ehrgeiz erreichte durch diese Auszeichnung den höchsten Gipfel, den er nur erreichen konnte. Er glaubte schon steif und fest, er sey der Vater des Königs; und da er den Grafen von Murray für das

einzige

einzige Hinderniß hielt, dies Glük recht geschwind zu machen, so war er auf geschwinde Mittel bedacht, ihm sich so schnell als möglich vom Halse zu schaffen, denn er glaubte, so viele Augenblikke der Graf noch lebte, eben so viele würden seinem Sohne von der Regierung entzogen.

Er wußte es mehr als einmal aus der Erfahrung, daß die Ausführung seines Vorhabens nicht so leicht wäre, als er anfänglich geglaubt hatte. Edinburgh war am wenigsten der Ort, wo er sein Projekt ungehindert und glüklich ausführen konnte. Um desto eher seine Absicht zu erreichen, suchte er die Königin unter mancherlei Vorwand zu bereden, nach der mitternächtlichen Gegend ihres Königreichs eine Reise zu machen, weil er dort alle seine Ländereien hatte und ihm alles beim ersten Winke zu Gebot stehen mußte. Hierdurch suchte er zweierlei Endzwekke zu erreichen. Einmal glaubte er dann mit leichterer Mühe den Grafen von Murray

aus dem Wege schaffen zu können, ohne daß er viel dabei wagte, oder daß auf ihn ein merklicher Verdacht fiel, und wenn ihm nun der Streich gelungen, könnte er gleichsam die Königin zwingen, ihr Wort zu halten, wenn sie sich von seinen eigenen Leuten umringt sähe. In der sichern Voraussezzung, daß die Königin seinen Sohn liebe, stellte er sich dann wieder vor, daß sie sich auf keine schikliche und ehrenvolle Art von dieser Heirath losmachen könne, da sie so zu sagen einzig und allein an dieser Mordthat schuld wäre, die sie in schlechten Kredit sezzen würde, so bald sie bekannt würde.

Maria ist bereit, dorthin zu reisen, und nachdem einigermassen die Anstalten dazu gemacht worden waren, trit sie wirklich diese Reise an. Indessen Graf Huntly voranreißt, alles zu einer königlichen Aufnahme zu besorgen, begleitet dessen Gemahlin, eine sehr kluge, erfahrne und einsichtsvolle Dame, die Königin auf ihrer Reise. Oft

berührt

berührt sie den Punkt der Heirath mit ihrem Sohne, um der Königin Gesinnungen hierüber zu erfahren; allein sie erhält jedesmal eine kalte, unbefriedigende Antwort, die so gut als gar keine ist, oder sie bringt Entschuldigungen über Entschuldigungen vor, damit der alten Gräfin nicht gedient war. Graf Huntly wünschte, daß je eher je lieber, und wenn es in dem nemlichen Augenblik wäre, der Ehecontrakt aufgesezt, und von der Königin zugleich unterzeichnet würde, damit sie nach dem Tode des Grafen Murray, sich nicht unter allerlei Vorwand zurükziehen, oder die Erfüllung ihres Versprechens verzögern könnte, weil man eine so gefährliche Sache, als diese, nicht so ganz aufs Gerathewohl übernähme, da er sich alle Kezzer auf den Hals ziehen würde.

Allein die Königin, der es noch nicht eingefallen war, den jungen Grafen Huntly zu heirathen, wich jeder bestimmten Erklärung meisterhaft aus. Graf Huntly erfuhr

früh

früh genug von seiner Gemahlin, was zwischen ihr und der Königin vorgefallen sey, und sah aus dem allen, daß man durch Güte nichts erlangen könnte, sondern daß man Gewalt brauchen müßte. Um ihrer desto eher ohne viel Geräusch habhaft werden zu können, ladet der Graf, unter dem Dekmantel der Freundschaft, die Königin auf eins von seinen Lustschlößern, Namens Straborg, ein, das ausserordentlich fest war. Diese Einladung konnte der Königin um desto weniger auffallend seyn, da sie nach ihrer genommenen Reiseroute ohnedem vor diesem Schloß vorbei mußte. Um die Königin noch mehr zu seinen Absichten zu bestimmen, fügte er ausser andern Beweggründen noch den hinzu, daß die Lage des Orts zu seinen Absichten sehr bequem läge, den Grafen von Murray aus dem Wege zu schaffen.

Die Königin, welche diese Einladung, ohne die Höflichkeit zu beleidigen, nicht füglich ausschlagen konnte, und voraussah, daß

man

man sie zwingen würde, seinen Sohn zu heirathen, sobald Graf von Murray über den Haufen gestoßen wäre, grübelte ein Mittel aus, sich aus dieser mißlichen Lage herauszuwikkeln. George von Guordon, Graf von Huntly, ihr angeblicher Bräutigam, saß auf dem Schloß Sterling als Gefangner, wegen des vor seinem Vater zu Edinburgh erregten Tumults, wovon ich schon vorher geredet habe. Ob er gleich sich von diesem Verhaft durch den Weg des Rechts sehr leicht hätte losmachen können, indem er mit der größten Wahrscheinlichkeit darthun konnte, daß er nicht den geringsten Theil daran genommen hätte; so war er doch, da die Untersuchung der Sache viel Zeit erforderte, und er seine Loslassung nicht füglich abwarten konnte, aus seinem Gefängniß entsprungen, weil er die glüklichen Augenblikke nicht vorbeistreichen lassen wollte, der Königin bei ihrer Reise Gesellschaft zu leisten. Maria schrieb daher an seinen Vater, daß sie sich unmöglich entschliessen könnte

einen

einen Verbrecher zu heirathen, so sehr sie auch selbst von seiner Unschuld überzeugt wäre, denn dadurch, daß er aus seinem Gefängniß entsprungen, wäre man genöthigt das Gegentheil zu glauben; wenn er daher noch ihr Gemahl werden wollte, müßte er sich unverzüglich auf das Schloß Sterling wieder als Gefangner stellen. Allein der Graf hütete sich wohl, hierzu seine Einwilligung zu geben.

Durch die Abwesenheit seines Sohnes ward jedes Vorhaben vereitelt; überdies war der Graf von Marahe, Oheim des Grafen von Murray, Gouverneur des Schloßes Sterling; er hatte ihm auf die Art ein sicheres Unterpfand selbst in die Hände zu liefern, wodurch es ihm unmöglich gemacht wurde, etwas gegen das Leben des Grafen von Murray, seines Neveus zu unternehmen. Aus diesen sehr triftigen Gründen schlug er der Königin ihr Gesuch ab; und die Königin, die dies, wie man leicht denken kann, übel

nahm,

nahm, hatte nun einen Vorwand, die Einladung des Grafen nicht anzunehmen, und einen andern Weg zu wählen, ob sie gleich schon ziemlich nah am Schloß war.

Der Graf nahm dies sehr übel auf, und die Königin sezte ihre Reise fort. Unterweges kam sie an eine kleine Stadt, wovon der Graf Gouverneur war, so wie er über das daselbst befindliche Schloß die Aufsicht hatte. Die Garnison dieses Schloßes, oder dieses festen Kastells, hatte bereits erfahren, was zwischen der Königin und dem Grafen vorgefallen war, und wollte ihr aus diesem Grunde die Thore nicht öffnen. Sie mußte daher die Nacht über in dem nächstgelegenen Städtchen, das keine Mauern hatte, zubringen. Zugleich meldete man ihr, daß der junge Graf, den sie angeblich heirathen wollte, an der Spize von tausend Reitern und einer großen Menge Fußvolke sich zeige, um seine Braut mit Gewalt zu holen. In dieser äußersten Noth faßte sie einen schnellen Entschluß,

schluß, sie befahl ihrer Leibwache, alle Zugänge des Schloßes zu besezzen, und zugleich wurden auf dem nahgelegenen Fluße Fahrzeuge in Bereitschaft gehalten, die ihre Flucht erleichtern müßten, wenn man sie zu der Nothwendigkeit brächte, sich derselben zu bedienen. Indessen ließen sich verschiedene von der leichten Reiterei des jungen Guordon sehen, sie kamen sogar bis an die ersten Häuser der Burg; man ließ sie immer weiter vorrükken, bis sie endlich so weit kamen, daß man sie ohne Gefahr umringen und gefangen nehmen konnte.

Als die Königin auf die Art die Nacht in ziemlicher Unruhe zugebracht hatte, erfuhr sie gleich des Morgens früh, daß sehr viele Soldaten ihren jungen Anführer Gourden, Grafen von Huntly, verlassen hätten, so bald sie gehört, daß sie gegen ihre Königin streiten sollten. Ausserdem vereinigten sich eine grosse Menge Menschen von allen Klassen und Ständen, aus allen den Gegenden

den da herum, und eilten ihrer Königin zu Hülfe, die sie in Lebensgefahr zu seyn glaubten. Von so vielen treuen Unterthanen unterstüzt, die Blut und Leben für sie aufzuopfern bereit waren, konnte sie es wagen, die Stadt und das Schloß mit Sturm zu erobern, das ihr den Eingang versagt hatte. Diese Eroberung eines kleinen Kastells war mit wenigen Schwürigkeiten verbunden. Die Anführer der Rebellen wurden bestraft, den übrigen aber das Leben geschenkt. Hierauf schikte sie die meisten von ihren Errettern wieder zurük, vornehmlich diejenigen, welche ziemlich entlegen, und doch jezt zu Hülfe herbeigeeilt waren; von den übrigen begleitet, kam sie nach vier Tagen in Aberdon an.

Der Stolz und Uibermuth der Gourdons konnte nach solchen offenbaren Gewaltthätigkeiten Jedermann einleuchten und die Königin sah sich gewissermassen gezwungen, sie dafür zu bestrafen; eben deshalb mußte sie mit einemmale ihre Maximen schnell

schnell ändern, und es blieb ihr kein Mittel übrig, als sich abermals dem Grafen von Murray anzuvertrauen. Sie ließ es an Liebkosungen und Schmeicheleien nicht fehlen, und gestand ihm, daß sie von ihm allein Hülfe und Errettung erwarte. Graf Murray war hocherfreut, daß sich ihm ganz unerwartet eine Gelegenheit darbot, eins der vornehmsten Häuser im Königreiche zu Grunde zu richten, welches noch die einzige Stüzze der katholischen Religion war; er gab daher sogleich die nöthigen Befehle zur Anwerbung einer Armee.

Graf Gordon, der sich an einen unzugänglichen Ort postirt hatte, erwartete indessen ruhig den Ausgang des Unternehmens seines Sohnes; da er nun sah, daß es wohl fehlgeschlagen seyn müßte, hielt er es für nothwendig, daß unter solchen Umständen keiner zu schonen wäre, weil man nun einmal die Sache aufs Aeußerste treiben müßte; es wäre nothwendig, um welchen Preiß auch dies geschehen möchte, sich der Königin zu

bemächtigen und den Grafen Murray zu Grunde zu richten. Er bildete sich ein, so gewaltsame Mittel auch darzu gebraucht werden müßten, würde es doch, im Ganzen genommen, der Königin Vergnügen machen, welche sich weit lieber in den Armen eines wohlgebildeten und geistvollen Gemahls sehen würde, von dem das Gerücht sagt, daß sie ihn gerade nicht haße; als in den Armen eines Tirannen, der ihr Feind und ein Feind der Altäre war; welches immer der Fall seyn müßte, so lange Graf Murray noch wirken könnte. Er war auch gedrungen, die Waffen zu ergreifen, weil sehr viele von seinen Anhängern sich, wie es hieß, aus Liebe und Zuneigung, in das Gefolge der Maria begeben hatten. Unter andern gebrauchte er Georg von Gordon, Grafen von Sutherland, der aus seiner eigenen Familie war, nicht nur blos zum Spion, der ihm von Zeit zu Zeit alle Geheimnisse der Königin berichten mußte; sondern hatte sich auch erboten, den Grafen Murray mit eige-

ner Hand zu ermorden. Hierauf gestüzt, faßte er den Entschluß Aberdone, wo sich die Königin befand, zu belagern; er glaubte, daß der Ort sich sehr bald ergeben müßte, weil sie einen Theil ihrer Truppen zurükgeschikt, wie ich dies vorher erzählt habe. Allein sein ganzer Plan ward entdekt, indem man einen Brief auffieng, der an den Grafen von Sutherland gerichtet war. Seine Freunde, und unter andern der Graf von Sutherland, der schnell den Hof verlaßen hatte, gaben ihm den Rath, sich in die nahgelegenen Gebirge zurükzuziehen, und von da aus Friedensunterhandlungen anzufangen. Es konnte seyn, daß er sich auf die große Anzahl seiner Truppen verließ, oder daß er sich vorstellte, daß die meisten Feinde auf seine Seite übergehen würden, sobald es zu einem Gefecht kommen sollte; kurz er blieb gegen die Warnung aller, fest auf seinem Sinn bestehen, und wollte sich ganz auf das Glük der Waffen verlassen. Die Schlacht nahm ihren Anfang; von beiden

den Seiten stritt man mit gleichem Muth und gleicher Tapferkeit, und es blieb lang unentschieden auf welche Seite der Sieg fallen würde. Allein die Verräther, die der Graf Murray unter der Armee hatte, und welche die Absicht hatten, ihn ins Unglük hinein zu stürzen, trugen wider ihren Willen nicht wenig zu seinem Siege bei; denn der Graf, der sie recht gut kannte, hatte von ihnen ein eigenes Batallion errichtet, mit dem ausdrüklichen Befehl, daß die andern sie nicht aufnehmen möchten, im Fall sie Unordnungen anrichten wollten; die Ohnmacht, worinnen sie sich befanden, etwas anzurichten, trieb sie an, Wunderdinge zu verrichten. Sie gaben die erste Gelegenheit zum Siege, und Graf Huntly, der am wenigsten vermuthete, daß diese ihm auf den Hals kommen würden, sah sich genöthigt, sich zurükzuziehen. Zwei und zwanzig von seinen Leuten blieben auf dem Plaz und zwei hundert wurden zu Gefangenen gemacht; er selbst gerieth mit seinen beiden Söhnen in die feindliche Gefangenschaft. Er war ein außer-

ordentlich großer Mann, um ihn her versammelte sich eine unbeschreibliche Menge Menschen, jeder wollte Antheil an der Ehre seiner Gefangennehmung haben, und so kam es, daß er in den Händen derer, die ihn hielten, erdrükt ward. Seine beiden Söhne, Johann, der angebliche Gemahl der Königin und Adam, wurden nach Aberdon im Triumph eingebracht, wo sich die Königin noch aufhielt.

Die Nachricht von diesem Siege machte ihr eben keine große Freude, so vergnügt sie sich auch anstellte, indem man es ihr leicht anmerken konnte, daß sie üble Folgen ahndete. Graf Murray bemerkte es, und würde es gern auf die Rechnung der Liebe geschoben haben, wenn er nicht das Gegentheil gewiß gewußt hätte. Allein sein eigener Vortheil erforderte es, sich davon zu überzeugen, um den Grafen d' Arran, ihren Liebhaber, gegen sie aufzubringen, und auf die Art eine zweite Verbindung zu Stande

zu

zu bringen, um sich von seiner Tirannei zu befreien; er nöthigte zu dem Ende die Königin ans Fenster zu treten, als der junge Graf Gordon gebunden und als ein Verbrecher in Feßeln gelegt, vorbei geführet wurde. Dieser Anblik that ganz die Wirkung, die er sich davon versprach. Eine so große Glüksveränderung, die schönste Mannsperson in Scotland in Feßeln zu sehen, und die unglükliche Lage desjenigen, der seine Augen auf sie geworfen hatte, preßten ihr Thränen aus. Sie glaubte, sie könne Mitleiden blikken laßen, ohne ihrer hohen Würde etwas zu vergeben, ihre Vernunft machte ihr keine Vorwürfe wegen ihrer Betrübnis, und sie überlies sich derselben völlig. Auf die Art hatte Murrays Plan gerade den Erfolg, den er sich davon versprach. Graf d' Arran gerieth darüber ganz in Wuth, er hielt den jungen Graf Gordon für einen begünstigten Nebenbuhler, das will so viel sagen: für seinen größten Feind, war daher blos auf Mittel bedacht, ihn zu Grunde zu

richten und sich zugleich an der Königin zu rächen.

Ob er gleich unter des Murray Armee gestritten hatte, war dies doch mehr aus Politik, oder aus Zwang, als aus Haß geschehen, so daß es wahrscheinlich war, daß er sich würde Mühe gegeben haben, für den jungen Gordon Gnade auszuwirken; aber das bezeugte Mitleiden der Königin war in seinen Augen ein neues Verbrechen; er mußte sein Blut fließen sehen, um es abzubüßen. Er vereinigte sich zu dem Ende mit Murray, und alle beide waren einverstanden, daß der arme Graf seinen Kopf verlieren müßte. Er ward den Händen der Gerechtigkeit übergeben, das Urtheil über ihn gesprochen, und zum Tode verdammt; sein Todesurtheil ward der Königin vorgelegt, welche es unterzeichnete.

Da sie sich zu solchen Auftritten schon längst vorbereitet hatte, ließ sie sich ihre tiefe Betrübnis äußerlich eben nicht merken, viel-

mehr erzwang sie eine verdrüßliche und zornige Miene, ein Aeußeres, das sie gerade in diesem Falle für nothwendig hielt, um gewisse Eindrükke wieder auszulöschen, die ihre ersten Thränen verursacht hatten. Sie unterzeichnete das Todesurtheil des Grafen, als eines ihrer größten Feinde, und ihre Standhaftigkeit würde man sehr leicht für Grausamkeit haben halten können, wenn man nicht glauben müßte, daß alles aus Zwang geschahe. Indessen, weil einmal Liebende leicht zu betrügen sind, glaubte Graf d'Arran sicher, daß ihn Graf Murray hintergangen habe, und daß die Königin Gordon eben nicht sonderlich schäzze; allein dies war blos Erdichtung vom Grafen, um an seinem Untergange zu arbeiten, welches Vorhaben ihr zu reuen anfieng; wenn der eine nicht die Wahrheit sagte, so dachte sie sich der andere nicht. Denn allerdings liebte die Königin den jungen Gordon nicht auf eine Art, daß man diese hätte Liebe nennen können; man kann allerdings gestehen, ohne ihrer Tugend nahe zu treten,

daß

daß sie zwischen der Gleichgültigkeit und der Leidenschaft ein gewisses Mittel traf, welches man in allen Ehren für Neigung oder Schäzzung der Verdienste halten konnte. Indessen war dies schon hinreichend, um die Wirkung hervorzubringen, welche Graf Murray davon erwartete, nemlich den Grafen d' Arran zu überreden, daß die Königin in Gordon verliebt wäre; um ihrer ganzen Verstellung einen tödtlichen Schlag beizubringen und sie zu nöthigen mit Gewalt hervorzutreten, so zurükhaltend sie auch sonst gewesen war Er stellte ihr vor, daß sie bei der Exekution zugegen seyn müsse, um dem Pöbel den Irthum zu benehmen, worin er stand, daß Graf Gordon sie mit ihrer Einwilligung habe entführen wollen, wie das Gerücht sich allgemein verbreitet hatte. Daß ihr eigenes Interesse und selbst ihre Ehre es erfordere, daß man dies nicht weiter glaube, und daß das einzige Mittel, dies Gerücht für falsch zu erklären, wäre, daß sie der Exekution beiwohne, um dadurch zu bezeugen,

daß

daß sie das Urtheil genehmige. Graf d'Arran, dessen Eifersucht etwas suchte, was nur so schwer zu finden war, vereinigte sich noch einmal mit Murray, um zu erfahren, ob nicht noch ein lezter Beweis der Sache zu finden sey, die er sich einmal in den Kopf gesezt hatte. Die Königin konnte sich unter diesen Umständen nicht sehr weigern, wenn sie nicht noch mehr Verdacht erregen wollte, so wie der Plan des Einen und die Vermuthung des Andern sie behutsam und vorsichtig zu Werke gehen ließ, und auf die Art willigte sie mit einem scheinbaren muntern Wesen in das, was sie, ohne in die größte Verlegenheit zu kommen, nicht gut abschlagen konnte. Nach tausend Gebeten, oder vielmehr nach tausend festen Entschließungen, standhaft und gefaßt zu seyn, nachdem sie sich fest vorgenommen, ihre Neigung zu bezwingen, ließ sie sich an ein Fenster bringen, der Blutbühne gerade gegenüber. Gordon kömmt in dem ganzen Aufzug eines Menschen, den man eben hinrichten will; was

helfen der Königin alle ihre Entschließungen? eine Menge von außerordentlichen und nicht vorhergesehenen Umständen vereinigen sich, alle ihre Vorsäzze umzustoßen. Schon hatte Gordon seine matten Augen nach ihr hingeworfen, seine Blikke sagten ihr, daß ihre Gegenwart ihm einen Tod süsse mache, den er aus gar zu großer Liebe für sie litte, und nun fiel er auf die Knie nieder, mit dem Gesichte nach der Seite hingewendet, wo sie stand. Das war ein zu harter, zu unerwarteter Schlag für sie, schon schwamm sie ganz in Thränen, welches dem Grafen Murray eine so große Freude verursachte, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, für einige Thränen sich ein ganzes Volk zu erkaufen, welches sich nicht enthalten konnte Theil an dieser rührenden Szene zu nehmen, entweder aus Mitleiden über die Königin, oder über das Unglük des schönsten Mannes seines Zeitalters.

Aber ein anderer schreklicher Auftritt ereignete sich, als der Scharfrichter ihn enthaupten

haupten wollte. War es Zufall, oder war es vom Grafen von Murray mit Fleiß verabredet, kurz der Scharfrichter that einigemal Fehlhiebe, ehe er den Kopf vom Rumpfe trennte. In diesem Augenblikke verlies die Königin, die so etwas gar nicht vermuthete, ihre Standhaftigkeit, sie sank in Ohnmacht, und authorisirte dadurch gleichsam alle Verläumdungen ihrer Feinde, die nun die so lange geheimgehaltene Liebschaft der Königin mit dem Grafen von Gordon öffentlich bekannt machten. Des Grafen d'Arran Betrübnis war eben so heftig, ob sie gleich nicht aus der nemlichen Quelle entstanden war. Allein da seine Vorwürfe ihm im Grunde nicht viel helfen konnten, unterdrükte er sie lieber ganz, und suchte vielmehr die Königin aufzuheitern und dies traurige Andenken ihr aus dem Sinne zu schlagen. Dem allerjüngsten schenkte sie Gnade. Für George, den Aeltesten von allen, der sich mit der Tochter des Grafen Hamilton vermählt, und sich im Anfange des Streits gerettet hatte, bemühte

mühte sich sein Schwiegervater vergebens ihm Gnade auszuwirken. Er konnte es nicht hindern, daß man ihn auf die Citadelle Dombar brachte, wo er zum ewigen Gefängnis verdammet ward, nachdem er des Verbrechens der beleidigten Majeståt war überführt worden. Indessen war Bothwell, der auf die Anklage des Grafen d'Arran gefänglich eingezogen ward, aus seinem Verhaft entwischt, und man hatte sein Vermögen confiscirt, weil er sich geweigert, sich wieder zu stellen und zu verantworten.

Indessen war die Königin, die nach Edinburgh zurükgekehrt war, nicht so ganz ruhig, ob sie gleich bereits feierlich gekrönet und als Königin von Scotland ausgerufen war; denn man kann mit vollem Rechte behaupten, daß ihre Macht noch nie so eingeschränkt war, als gerade damals. Murray herrschte unumschränkt, seitdem die Hamiltons, die ihm noch allein wegen ihres hohen Ranges, als Prinzen vom Geblüt, die Spize bieten konnten,

nach dem Unglük der Gordons so heruntergekommen waren, daß sie nicht einmal dem Aeltesten den kleinen Dienst erweisen konnten, für ihn Gnade auszuwirken. Ob gleich die Königin dies wußte, und auch wahrscheinlich manchen Widerstand that, konnte sie doch nicht jedesmal alles so machen, wie sie wünschte, weil sie durch Murray zu sehr eingeschränkt ward. Denn weil gerade die Faktion der Kezzer, durch Elisabeth, Königin von England, angestiftet, ihn zu dem grossen Ansehen erhoben hatte, glaubte er nicht besser seinen Dank beweisen zu können, als wenn er die katholische Religion verfolgte.

Schon längst waren durch einen Staatsbefehl alle Religionsübungen der Katholiken untersagt, weil aber doch noch sehr viele Herrschaften und eine große Menge aus dem Bürger- und Bauerstande, sich zu dieser Religion bekannten, wurden noch an sehr vielen Orten Messen gelesen. Murray ließ ein Edikt bekannt machen, worin unter

großer

großer Strafe verbothen ward, Messe zu lesen. Der Erzbischof von St. Andrews, der des Befehls ungeachtet fortfuhr, das heilige Amt zu verrichten, ward gefänglich eingezogen und die andern Priester wurden nach Verhältnis bestraft. Alles dies erregte bei der Königin große Bedenklichkeiten, indem sie vorher sah, daß ihr Untergang auf die Umstürzung der Altäre folgen müßte, und sie sah kein ander Mittel, dies Unglük zu verhüten, als wenn sie sich mit einem mächtigen Fürsten vermählte, dessen Bündnisse und Macht, sie von den Kabalen derer befreite, die ihr Interesse dabei fanden, die Unruhen ihres Königreichs zu unterhalten und ihr Ansehen zu schwächen. Es ist wahr, seit dem Tode ihres Gemahls, Franz des Zweiten, bewarben sich beinahe alle Kronerben der Christenheit um ihre Hand, und doch antwortete sie, nach dem Beispiel ihrer Nachbarin, jedem Bewerben kalt und zweideutig. Sie bildete sich gerade, wie Elisabeth, ein, daß das einzige Mittel, sich als Königin zu erhalten

halten, wäre, sich ohne Gemahl in ihrer Würde erhalten zu können. Allein die Erfahrung lehrte sie, daß die Religion, wozu sie sich bekennte, diese Maxime in einem Erbreich ganz veränderde, und sie fieng nun wirklich an die Heirathsvorschläge in nähere Uiberlegung zu ziehen, die man ihr von allen Orten her machte.

Die Wahl war allerdings nicht so leicht, und es war schwer, zugleich das Interesse Frankreichs, das sie nicht übergehen durfte, Englands, mit dem sie schlechterdings nicht brechen konnte, und ihrer eignen Unterthanen zu erhalten, wodurch ihr mit einemmale alle Freiheit genommen war, nach Neigung, oder nach politischen Absichten sich einen Gemahl zu nehmen. Unter andern Bewerbern wünschte vornehmlich Philipp der II., König von Spanien, sehnlichst, daß zwischen Marien und seinem Infanten, Dom Carlos, eine Vermählung zu Stande kommen möchte. Weil gerade durch dergleichen Verbindungen

und

und Erbschaften das Haus Oesterreich zu dem Glanz und Grösse gelangt ist, wodurch es noch jezt sich von so vielen andern auszeichnet, wünschte Philipp nach dieser Maxime, daß dies Geschäft recht bald zu Stande kommen möchte, wodurch seine Familie einen Zuwachs an Titeln erhielt, nemlich eines Königs von Frankreich, von England, von Scotland und Irrland, die er zum Theil bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin Maria, Königin von England, bekommen hatte. Eben dies bewog ihn nach dem Absterben derselben, der Kronerbin Elisabeth, Heirathsvorschläge zu thun, ob sie gleich eine Kezzerin war, allein sie ließ sich damit nicht ein. Der erste Vorschlag war deswegen sehr vortheilhaft, weil Philipp seinem Sohne bei der Vermählung die Niederlande mit gab, welches der Elisabeth die Hände gebunden und sie verhindert hatte, weitere Unruhen in Scotland vorzunehmen. Ueberdem wünschte der Kardinal von Lothringen, den Maria bei allen ihren Unternehmungen um Rath fragte, nichts so

sehnlich als diese Verbindung. Er sah voraus, daß wenn der Erbe so vieler Kronen sich mit seiner Nichte vermählte, dies seinem eigenen Hause einen neuen Glanz verschaffen würde. Das Geschäft war bereits auf den Punkt, daß es sollte abgeschloßen werden. Allein diese beiden erlauchten Häuser, anstatt daß sie einen so großen Staatskörper mit einander vereinigten, der seit dem römischen Reiche noch nicht gewesen war, bewiesen im Gegentheil durch ihr eigenes Beispiel, wie unbeständig die menschliche Grösse seyn kann, erregten in ihrem Jahrhundert Mitleiden, nachdem sie vorher Neid erwecket hatten.

Da es mit Frankreichs Interesse unmöglich stimmte, daß sich Spanien noch mehr vergrößerte, that Catharina von Medicis, um diese Verbindung rückgängig zu machen, der Maria den Vorschlag, sich mit dem Erzherzog Karl, dem Bruder des Kaisers Maximilian, zu vermählen. Sie stellte ihr vor, daß diese Parthie für sie weit vortheil-

hafter

hafter wäre, als die erstere, weil der Erzherzog in Scotland bleiben und ihr bei der Regierung beistehen würde, dagegen wenn sie Dom Carlos heirathete, würde er sie bald allein laßen, und sich um die Unruhen ihres Reichs nicht weiter bekümmern, nach dem Beispiel seines Vaters, der nach seiner Vermählung mit Maria weiter keinen Fuß nach England gesetzt hatte. Der Spanier bekam davon Wind und wollte an Frankreich Vergeltungsrecht ausüben. Man stand noch in Unterhandlungen, wegen der Vermählung der Infantin Elisabeth, Maximilians Tochter, mit dem Könige Karl dem Neunten. Philipp ließ, um die Unterhandlungen abzubrechen, das Gerücht sich verbreiten, daß die ganze Sache blos eine ausgedachte Karte sey, weil Karl die Königin von Scotland zur Gemahlin haben wollte, und bereits in Rom beim Pabst um Dispensation angehalten habe. Und weil diese Betrügerei unmöglich lange unentdeckt bleiben konnte, sondern blos darauf angelegt war, die Unterhandlung in die

Länge zu spielen, und Frankreich zu hindern, sich mit dem Kaiser zu verbinden, ließ Philipp Maximilian melden, daß er eine von seinen Prinzeßinen für seinen Sohn haben möchte. Da er ihm schon lange einmal versprochen hatte, sich eine zu wählen, glaubte er, daß dadurch die französischen Unterhandlungen mit einmal unterbrochen werden könnten, wenn seine Wahl auf die älteste fallen sollte, die bereits dem Könige von Frankreich versprochen war; auch diese List hatte eben so wenig, als die erste, den Erfolg, den man sich davon versprach.

Da es dem Interesse Frankreichs entgegen war, wenn Maria sich mit Dom Carlos vermählte, war es eben so sehr dem Interesse Englands zuwider, wenn sie einen Prinzen aus dem Hause Oestreich nahm, weil alle dieses Namens geschworne Feinde einer Religion waren, wodurch Elisabeth die Krone erlangt hatte.

Bei der ersten Nachricht, die Elisabeth von diesem beiden Heirathsvorschlägen bekam,

ließ

ließ sie der Königin von Scotland durch ihren Gesandten sagen, daß sie keine Rechnung auf die Erbfolge ihres Königsreichs zu machen hätte, wenn sie einen von diesen Prinzen heirathen würde. Die Hofnung zu dieser Krone, deren muthmaßliche Erbin sie ward, war ihr äuserst schmeichelhaft; sie war aber auch so zu sagen das Gängelband, woran Elisabeth sie lenken und führen, und ganz nach ihren Absichten umstimmen konnte. Dadurch brach sie nun wohl nicht mit einemmal mit ihren Bewerbern, allein die Unterhandlungen nahmen einen schläfrigen Fortgang; wodurch die Liebe, oder vielmehr das Glük Zeit gewann, diese Sache der Christenheit auf eine ganz unerwartete Art zu lenken, durch eine Begebenheit, welche ganz Europa in Erstaunen sezte und alle Besorgnisse Frankreichs und Englands verscheuchte.

So lange die Königin beschäftigt war, sich einen Gemahl zu wählen, der sie ganz von der Tirannei des Grafen Murray befreien möch-

möchte, dachte sie ebenfalls auf Mittel, schon jezt etwas freier handeln zu können, zu dem Ende verstattete sie den Hamiltons mehrern Zutritt, und lies gerade durch dies ganz veränderte Betragen dem Grafen d'Arran das, glauben, wovon man einen Liebhaber, der so viel Vergnügen findet, sich selbst zu täuschen, nur zu leicht überreden kann, daß sie wohl dereinst seine Wünsche erfüllen und sich mit ihm vermählen könnte. Ihre Absicht war ihn gewissermaßen aus dem Schlaf zu erwekken, worin er sich seit dem Unglük der Gordons befand, ihn auf die Art auf den Grafen Murray eifersüchtig zu machen, und die Eintracht dieser beiden Häuser zu trennen, welche ihrem Ansehen so nachtheilig war. Die Sache nimmt weislich den guten Fortgang, den sie erwartete. Graf d'Arran steigt mit seinen Gedanken bis in die Wolken, und dünkt sich bereits Gemahl der Königin zu seyn. Seine, entweder durch Unwillen, oder durch Verzweiflung beinah erloschne Liebe, bekommt neue Kraft und wird stärker als jemals, aber

auch

auch zu gleicher Zeit die Unruhe des Murray, welcher alle seine Projekte scheitern sah, so bald diese Vermählung zu Stande kam.

Da sein eigenes Interesse es erforderte, daß Maria immer unverheirathet blieb, gab er gleich der Königin von den Vorschlägen Nachricht, die ihm von Seiten des Infanten Dom Carlos und des Erzherzogs Karl waren gemacht worden, damit sie sie gleich in der Geburt erstikken möchte, welches sie auch wirklich that. Indessen hätte er seinen Schwestern gern einen von den Prinzen zum Gemahl gegeben, welche Unkunde der Gesezze und Landesgebrauch nöthigte, von ihm abzuhängen, wenn er nicht der Sohn eines Mannes wäre, der sich öffentlich als seinen Feind angekündigt hätte. Um ienem Streiche auszuweichen, der in den Augen derer, welche helle sahen, im Grunde gar nicht existirte, sondern den blos die Eifersucht und die Furcht vor dem Verlust der Regierung glaublich machte, hielt er für das leichteste und beste Mittel, den Matthias Stewart, Grafen von

Lennox,

Lennox, von England zurükzurufen, der seit zwei und zwanzig Jahren durch die Hamiltons aus Scotland verbannt war, deren Haus mit dem erstern immer in Feindschaft gelebt, so daß der nicht zweifeln durfte, daß er ihm ein schreklicher Dorn im Auge seyn würde.

Graf von Lennox war nicht blos ein Prinz von Geblüt, wie die andern, sondern es glaubten sogar einige, daß er in Ansehung der Kronfolge einen Vorzug verdiene, weil dem Grafen Hamilton seine Geburt streitig gemacht wurde, indem dessen Vater noch bei Lebzeiten seiner ersten Gemahlin, ohne Dispensation eine zweite, die Tante des Kardinals von Beatoun, heirathete. Es war auch noch ein anderer Grund vorhanden, weshalb sie gewiß seine Zurükkunft fürchteten. Nach seiner Verbannung aus Scotland, hatte er sich nach Frankreich begeben, wo er geraume Zeit sehr gut behandelt wurde, und zulezt in sein Vaterland zurükgeschikt, mit gewissen Aufträgen von denen, welche damals die Regierung beider Königreiche in Händen hatten, und deren Interesse

esse dabei im Spiele war. Aber entweder durch Veränderungen der Hamiltons, oder weil die Sache wirklich gegründet war. Frankreich schöpfte einmal Verdacht, und stand in der Meinung, daß er von Heinrich dem VIII., König von England, eine Besoldung erhielt, wodurch er genöthiget ward, sich zu diesem Prinzen zu begeben, der ihn mit Freuden aufnahm und bei dem er es sehr gut hatte; denn er wies ihm nicht blos gewisse Domainengüter zu seinem Unterhalte an, weil alle seine Güter in Scotland confiscirt waren, sondern er vermählte ihn auch mit Margaretha Douglas, seiner Schwester Tochter, die ihm Heinrich d'Arlay, den schönsten Prinzen seiner Zeit, gebar. Auf diese Art musten sich zwei Dinge vereinigen, welche den Absichten der Hamiltons geradezu entgegen waren. Zuerst, daß sein Aeußeres und seine blendenden Eigenschaften ganz dazu gemacht zu seyn schienen, Liebe einzuflößen, in welchem Stücke er dem Grafen d'Arran weit übertraf, und es hatte ganz das Ansehen, daß er nicht lange den bloßen

Karak-

Karakter eines Liebhabers behalten würde, wozu Murray ihm alle mögliche Hülfleistung versprach, so sehr sich auch der Graf weigerte, seinem Plane beizustimmen. Und dann, wenn selbst die Liebe sie nicht dazu gestimmt hätte, so muste die Politik sie dahin bringen, ihm den Vorzug vor dem Grafen d'Arran zu geben, weil es nun einmal bei Maria eine Schwachheit war, wie ich schon vorher gesagt habe, daß sie sich auf die Krone Englands Hofnung machte, und eben dadurch konnte sie sich dieselbe doppelt versichern, wenn sie sich mit dem vermählte, der nach ihr der nächste Erbe war, und der gewissermassen noch mehr Recht zur Nachfolge hatte als sie, weil nach den Reichsgesezzen keiner König von England werden kann, der nicht in diesem Lande geboren ist. Er war aber in England geboren und erzogen worden.

Graf Murray wünschte, daß alle diese Beweggründe die Königin dahin bringen möchten, mit dem Grafen d' Arran zu brechen, nachdem er sich Hofnung machte diesen

sen zweiten Heirathsvorschlag, so wie die andern, rükgängig zu machen, durch irgend einen neuen Kunstgrif, den er sich aussinnen oder den Elisabeth in Vorschlag bringen würde. Um daher sein Vorhaben auszuführen, bat er die Königin von England, nach deren Willen er sich ganz richtete, so bald es darauf ankam, in Scotland Unruhen anzufangen, oder die katholische Religion zu verfolgen, dem Grafen von Lennox einen dreimonatlichen Urlaub zu geben, um in Scotland seine Wiederaufnahme zu suchen. Nach erhaltener Erlaubniß, reißte er mit seinem Sohne dahin, ließ sich den Ständen vorstellen, und bat um Wiedereinsezzung in alle seine Güter und Ehrenstellen. Da die Sache einmal so weit war, konnte die Hamiltonsche Parthei sie nicht verhindern; seine Bitte wurde ihm augenbliklich gewährt und er wurde wieder in Scotland aufgenommen. Indessen machte sein Sohn, Graf d'Arlay, binnen drei Monaten unglaubliche Fortschritte in seinem Liebesverständniß. Er verliebte sich

wirklich in die Königin — und wer hätte sich nicht in sie verlieben sollen — und ward dadurch Nebenbuhler des Grafen d'Arran, und er war auch so glüklich oder unglüklich, daß die Königin seine Liebe erwiederte, auf eine so auffallende Art, daß sich schon Graf Murray schmeichelte, daß er in der Folge doch wohl immer Herr bleiben möchte, so viele Hindernisse sich ihm auch entgegen stellen könnten. Es hatte anfangs auch nicht den geringsten Anschein, daß die Königin für den Grafen d'Arlay sehr eingenommen werden würde, oder vielmehr man hatte sich so allgemein das blos eingebildete Liebesverständniß des Grafen d'Arrlay in den Kopf gesezt, daß sogar Elisabeth ihr den Erstern empfahl, nach der Maxime dieser beiden Damen, daß sie so gern einander ihre Plane und Absichten zu zerstören wünschten. Elisabeth ließ Marien die Versicherung geben, daß sie auf die Thronfolge der Krone England rechnen könnte, wenn sie sich mit dem Grafen d'Arlay vermählte. Maria billigte Elisabeths Vorschlag, mit der

sie nun einmal aus Politik und Noth in einem guten Verständniß bleiben mußte, und sie durfte, wenn sie sich einmal vermählen wollte, an keinen andern denken, weil sie bei einer andern Wahl, in jedem Fall ihre Feindin ward. Aber weil es nach der Politik weit leichter ist, ein Liebesverständniß anzufangen, als mit einemmale abzubrechen, hielt es Maria für erlaubt, sich in einen schönen Prinzen zu verlieben und dabei den Gedanken zu nähren, daß er dereinst ihr Gemahl werden könnte, da es jezt nicht mehr in dem Vermögen des einen oder des andern stand, die Wirkungen einer Leidenschaft zu hindern, die schon zu weit um sich gerissen hatten. Indessen wußte Graf Murray alles so zu lenken, um seine ehrgeizigen Absichten zu begünstigen, allein Befriedigung seiner Rache kam dabei ebenfalls mit ins Spiel.

Als Graf d' Arlay sah, wie gut er aufgenommen wurde, machte er es gerade, wie ein junger Mann, der sein Glük keinem zu verdanken haben will, als sich selbst, oder höch-

stens

stens seiner Liebe; anstatt fortzufahren, den freundschaftlich zu behandeln, den er so grosse Verbindung schuldig war, äußerte er vielmehr, um seine Unabhängigkeit zu zeigen, eine gewisse auffallende Kälte, worüber der Entschloßenste die Geduld hätte verlieren müssen. Er befand sich in der größten Unruhe, der Graf d' Arran aber noch in einer weit größern. Im ganzen waren die Ursachen beim Graf Murray die nemlichen, als die bei ihm; Liebe und Eifersucht, die zwei mächtigsten Leidenschaften, beförderten noch mehr die Unruhe seiner Seele. Das Betragen der Königin gegen den Grafen d'Arlay bewies genugsam daß sie entweder nie für ihn Liebe empfunden, so verliebt sie sich auch immer angestellt hätte, oder daß ein Anderer ihn ausgestochen habe. Graf Murray fiel darüber in die sichtbarste Traurigkeit, die ein Jeder bemerken mußte; hierzu kam noch, daß er zu seinem größten Verdruß sich mußte gebrauchen lassen, sie mit einander zu vereinigen. Er glaubte aber doch selbst bei dieser Vereinigung, die ganze

Sache zu hintertreiben, die zum Untergang Beider angelegt war. Graf d'Arran, der alles gethan haben würde, sich an der Königin zu rächen, und seinem Nebenbuhler an seinem Glük hinderlich zu seyn, konnte sich nicht so gleich im Augenblik entschließen, ob er sich zu dieser Parthei schlagen könnte. Die größte Schwierigkeit war, den Grafen Hamilton, seinen Vater, in das nemliche Bündniß hineinzuziehen; er wünschte den Grafen Murray den Tod, nachdem er die Wiederaufnahme der Stuarts befördert hatte, welche geschworne Feinde seines Hauses waren. Indessen, weil er diese Rache bis auf eine andere Zeit verschieben konnte, aber nicht die Hindernisse, welche der Eheverbindung der Königin noch im Wege standen, gab er willig seine Einwilligung, und versprach, alles zu thun, was man nur haben wollte. So bald sie sich vereiniget hatten, wendeten sie sich an Elisabeth, der gewöhnlichen Zuflucht des Grafen Murray. Sie thaten ihr gemeinschaftlich zu wissen, daß wenn Maria sich mit dem

Grafen

Grafen d'Arlay vermählte, so wären sie alle zusammen verloren, weil er den Guisen etwas versprochen hätte, was Scotland sehr nachtheilig seyn würde und selbst England, welches mit der Sache verwikkelt wäre. Die Eheverbindung würde gewiß sehr bald geschlossen seyn, wenn sie nicht noch die Sache zu verhindern suchte.

Elisabeth, welche wohl sah, daß sich Graf Murray in seinen Maasregeln betrogen, und sich nicht ganz auf die Liebe hatte verlaßen können, schikte sogleich auf der Stelle eine Bothschaft an den Graf d'Arlay ab, mit dem Befehl weil die drei Monate Urlaub bereits verflossen, so sollte er im Augenblik seine Reise nach England antreten, im Weigerungsfall habe er eine gänzliche Confiscation aller seiner Güter zu gewärtigen, die er in ihrem Königreich besäße. Aber Graf Lennox, sein Vater, hatte bei ihr eine Vorbitte eingelegt, daß sie doch dem Glük seines Sohnes nicht hinderlich seyn möchte, sie glaubte daher, daß wenn sie auf den einmal gegebenen Befehl zu sehr bestünde, man

ihr

ihn dies übel auslegen möchte, oder wohl gar sagen könnte, es wäre die ganze Sache vorher verabredet worden. Sie nahm daher zu einem andern Mittel ihre Zuflucht. Sie schikte an die Maria eine glänzende Gesandschaft, um ihr begreiflich zu machen, daß ihre Heirath mit dem Grafen d'Arlay dem englischen Parlament nicht gefallen wollte, sie hätte einen Schluß desselben noch nicht bestätigt, wornach ein Dekret würde ausgefertigt werden, das sie von der Thronfolge ausschliesse; wollte sie dasselbe rükgängig machen, müßte sie an den Grafen nicht weiter denken. Sie ließ ihr zugleich sagen, daß wenn sie einmal beschlossen habe sich zu vermählen und dies für ihr Reich für dienlich fände, wollte sie ihr zugleich den Vorschlag thun, ihren Oberstallmeister, den Grafen von Leicester, zu heirathen, welcher beiden Königreichen gleich willkommen seyn würde, und in diesem Fall wollte sie ihr die Versicherung geben, daß sie zur Kronerbin von England sollte bestimmt werden. Die Meinungen sind getheilt, wel-

che Absicht Elisabeth eigentlich mochte gehabt haben, warum sie der Maria den Grafen von Leicester zum Gemahl vorschlug. Einige glauben, daß sich die englische Königin selbst in ihn verliebt habe, und die Absicht gehabt ihn zu heirathen, sie hätte allererst das Publikum vorbereiten wollen, und deshalb ihn einer andern Königin vorgeschlagen. Die Grösse, wozu sie ihn nach und nach erhoben, scheint diesen Verdacht glaubhaft zu machen. Allein es mag damit zusammen hängen, wie es immer will, Maria gab ihr zur Antwort, daß sie sich sehr wundern müßte, daß sie jezt eine Sache rükgängig machen wollte, wozu sie ihr doch selbst die erste Veranlassung gegeben. Was den Grafen von Leicester beträfe, könnte sie sich nie entschließen, ihn zu heirathen, weil er weiter nichts, als ein blosser Privatmann wäre. Sie bäte daher ihre Vermählung mit dem Grafen d'Arlay nicht aufzuhalten, der in England geboren, ihr naher Vetter, und, nach ihr, nächster Erbe von England wäre, welche weder ihr noch

ihren Unterthanen zum Nachtheil gereichen könnte, mit denen sie ihr ganzes Leben lang leben müßte.

Indessen sah sie schon voraus, daß sie selbst durch diese Gründe die englische Königin nicht bewegen möchte, und glaubte daher, daß wenn anders noch Ernst aus der Sache werden sollte, sie es nicht blos beim Reden bewenden lassen dürfte, sondern immer Anstalten zu ihrem Vermählungsfeste machen müßte. Sie hielt für das beste Mittel, hierin eilfertig zu Werke zu gehen, wenn sie der Elisabeth Maasregeln hintertreiben wollte; um desto mehr, weil die Gegenpartei viele falsche Gerüchte ausgebreitet hatte, als wenn sie dem Grafen schon viele Gunstbezeugungen erwiesen, sie sah sich also gleichsam genöthiget, ihn zum Gemahl zu nehmen; so ungleich auch ihr Stand zwischen ihr und ihm war, so war es doch vermöge ihrer Ehre und selbst wegen ihres Interesses rathsamer, ihn zu heirathen, als ihn nicht zu heirathen. Nachdem sie zu dem Ende die Reichsstände hatte

zusam-

zusammenberufen lassen, machte sie ihren Entschluß, sich mit dem Grafen d'Arlay zu vermählen, feierlichst bekannt; und damit er nach und nach bis zur Königswürde stieg, und diese plözliche Erhebung nicht zu auffallend seyn möchte, erhob sie ihn zum Herzog von Rethesai und zum Grafen von Rosse.

Auf der andern Seite verloren die Hamiltons und der Graf von Murray keinen Augenblik Zeit, Gegenminen anzulegen; sie gaben sich die nemliche Mühe, die Sache rükgängig zu machen, als die Königin, sie zu beschleunigen. Nachdem tausend Mittel umsonst versucht waren, veranstalteten sie einen hinterlistigen Ueberfall, den Grafen d'Arlay anzugreifen, wenn er gerade mit seinem Vater die Königin von St. Jean nach Edinburgh begleiten würde. Nach ihrem Plane sollten alle beide, Vater und Sohn, umgebracht werden, die Königin wollten sie in ein Gefängniß stekken, und das Reich unter sich theilen, durch den Beistand der Elisabeth,

sabeth, die ihnen Truppen schikken wollte. Allein das ganze Projekt wurde verrathen und entdekt, und eben so, wie alle die vorigen Versuche, vereitelt. Maria sah nun mehr denn zu deutlich, daß sie gleich nach Vollziehung ihrer Vermählung, ihre ganze Macht aufbieten müßte, um alle Faktionen zu zerstreuen. Um ihre eigene Parthei zu verstärken, rief sie Bothwell und den Grafen Sutherland aus ihrem Exil zurük, wovon der Erste in Flandern und der Andere in Frankreich gelebt hatte, blos um alle die Unordnungen zu steuern, die bereits ausgebrochen waren, oder noch ausbrechen konnten; sie befreite auch aus dem nemlichen Grunde George von Gordon, Graf von Huntly, aus dem Gefängniß und gab ihm alle Güter und Ehrenstellen wieder. Hierdurch erregte sie nochmehr den Zorn des Grafen von Murray, welcher erklärter Feind beider Vertriebenen war; so, daß, als von Rom aus die Dispensation ihrer Heirath ankam, weil sie zu nahe mit einander verwandt waren, er sie beim Volk und bei den

Gros-

Grossen dadurch verhaßt zu machen suchte, daß er das Gerücht verbreiten ließ, der Pabst habe nur unter der Bedingung ihnen Dispensation gegeben habe, daß sie die katholische Religion wieder in ihr voriges Ansehen bringen, und der Geistlichkeit alle Güter wiedergeben sollten, welche ihr der Adel genommen hatte. Diese List stimmte ganz herrlich mit seinen Absichten, vornehmlich weil die meisten Grossen nur darum die Gegenparthie ergriffen, um der Kirche ihre Güter zu entziehen, sie würden daher jezt alles gethan haben, um sich nur im Besiz derselben zu erhalten. Hiermit wußte er noch eine andere Sache zu verbinden, die nicht weniger wichtig war; nemlich, daß die Königin willens sey, die allgemeine Amnestie aufzuheben, die sie bei ihrer Thronbesteigung bewilligt habe, welche die Könige von Scotland seit hundert Jahren immer beobachtet hätten. Hierdurch kamen sehr viele Personen wieder auf freien Fuß, und vornemlich die Verwandten und Freunde der Hamiltons, welche die Zeit be-

nuzten als Graf Hamilton Vicekönig war, und bei dieser Gelegenheit unendliche Gewaltthätigkeiten, Ungerechtigkeiten und Unordnungen begiengen, jezt da sie in Freiheit gesezt waren, musten sie an neue Anordnungen denken, um sich selbst bei diesen Unruhen in Autorität zu erhalten.

Die Sachen standen nun auf die eben beschriebene Art, daß, so bald die Vermählung — den 26 July 1564 — geschehen war, Graf Murray und die Hamiltons ihre Masken abnahmen, und bei der Königin den Grafen von Morton liessen, einen ihrer getreusten Anhänger, welcher sich blos stellte, als wenn er ihr getreu wäre, um sie zu Grunde zurichten, wie wir hernach sehen werden. Sie stellten sich an die Spizzen der Truppen, die blos den Befehl zum Ausmarsch ins Feld erwarteten. Heinrich, der den andern Tag nach seiner Vermählung sich für einen König hält, wenn er als ein solcher ausgerufen und

allgemein dafür erkannt wäre, wirbt eben- falls eine Armee, und marschirt gegen die Rebellen. Beide Kriegesheere waren nun ganz nahe gekommen, und obgleich die Gegenparthie weit zahlreicher war, und sogar Graf Morton, welcher den Vordertrupp der Königlichen anführte, ihnen versprochen hatte, bei dem ersten Handgemenge auf ihre Seite zu treten, wollten sie sich schlechterdings nicht in eine Schlacht einlassen, und nachdem sie den Termin immer länger verschoben, begaben sie sich endlich nach England zurük. Dies war gar nicht nach dem Plane der Hamiltons, von dieser Kriegesmacht mit so viel Mäßigung Gebrauch zu machen. Allein Graf Murray, der bei der Armee das meiste Ansehen hatte, sah es gern, wenn das Kriegesheer wieder seine Strassen zog, weil er mehr durch List und Kabalen auszurichten glaubte, als durch Krieg. Er sah voraus, daß, wenn in diesem Kriege die Königin ihr Leben verlieren sollte, es unmöglich seyn würde, die Hamiltons bei der gegenwärtigen Lage der Sache zu hindern,

sich

sich als die nächsten Kronerben, des Throns zu bemächtigen. Da es nun nicht zu seinem Plan gehörte, durch dergleichen fruchtlose Unternehmungen, ihnen einen Weg zu öfnen, sondern blos seine Absicht war, sich des Königs und der Königin zu bemächtigen, nahm er andere Maaßregeln, weil er sah, daß dies ohne großes Blutvergießen von beiden Seiten nicht geschehen könnte.

Indessen waren der König und die Königin frei von dieser Furcht, sie genossen Freuden, die mit der königlichen Würde so genau verbunden sind, sie genossen Ehefreuden, wie sie nur Personen genießen können, denen man ihre Verbindung schwer gemacht, und die sich zärtlich lieben. Beinah ließ ihre Liebe sie nicht an ihre Unterthanen denken, und diese Liebe würkte auf den Grafen weit stärker als der Ehrgeiz, erfüllte ihn ganz mit dem Gedanken, daß er Gemahl der Maria sey, dem schönsten Frauenzimmer in der Welt, und dies erlaubte ihm nicht, auch daran zu

geden-

gedenken, daß er Gemahl der Königin sey; er merkte daher nicht, daß er blos den Namen eines Königs führte und daß die Königin fortfuhr, so unabhängig zu regieren, als vorher. Die Sachen blieben in der Lage, so lange das heftige Feuer dauerte, das eben deshalb bald verlosch, weil es zu heftig war. Der wirkliche Besitz des Gegenstandes, der ihn verblendete, öfnete ihm endlich die Augen, sein Verstand, der in den meisten Fällen größer war, als gewöhnlich bei einem jungen Manne von zwei und zwanzig Jahren, konnte der Liebe keine neue Kräfte geben, die immer schwächer ward, um seinen Ehestand recht vergnügt zu machen. Er führte bittere Klagen, daß er nicht wirklich König geworden sey, da er sich mit der Königin vermählt hatte, und ohne an das zu denken, was sie wirklich für ihn gethan hatte, fiel ihm das blos auf, wovon er glaubte, daß sie ebenfalls für ihn hätte thun müßen. Seine Klagen konnten unmöglich so geheim geschehen, daß die Königin davon keine Kenntniß hätte haben sollen; daraus

aus entstand eine gewisse Kälte, welche von Seiten der Mannspersonen gewöhnlich überall in der Ehe entweder früh oder spät sich zu ereignen pflegt, daher sie ihren Gemahl als einen Undankbaren betrachtete. Hieraus kamen nach und nach Misverständnisse und Uneinigkeiten. Es war gleichsam, als wenn die Liebe an diesem Prinzen beweisen wollte, daß das Glück sich ganz geringer Mittel bediene, eben so schnell einen von den hohen Platz herunterzuwerfen, als es einen dazu erhoben hat. Er war unvorsichtig genug, in einen gewissen Fehler zu fallen, wodurch er in den Augen der Königin, aller Menschen, selbst Gottes höchst strafbar ward.

Man sagt gewöhnlich, daß die Vergnügungen die größten Feinde der Könige sind, daß sie daher Sorge tragen sollten, sie von sich zu entfernen, so wie die andern Menschen sich Mühe geben, sie zu genießen. Und wenn je dieser Grundsatz wahr befunden worden, so wird man gestehen müssen, daß er es ganz vorzüg-

lich in der Person Heinrichs gewesen ist; den die Liebe gab Veranlaßung zu seinem Verderben, so wie sie seine Standeserhebung befördert hatte. Er lies nicht blos eine Flamme verlöschen, wozu Vernunft und Dankbarkeit ihm riethen, daß er sie stets unterhalten müste, sondern seine Leidenschaft ward sogar von einem andern Gegenstande gefeßelt, selbst vor den Augen seiner Gemahlin Maria. Jezt empfand sie eine späte Reue, welche gewöhnlich auf alle Ehen folgt, die blos allein Liebe gestiftet hat. Es hält schwer seine Rache zu mäßigen, wenn man sich beleidigt fühlt, und wenn man Macht in Händen hat, seine Rache auszuüben. Die Königin nahm sich aber sehr in Acht, ihrem Gemahl etwas in den Weg zu legen, um auch nicht die geringste Veranlaßung zum Misverständniß zu geben; im Gegentheil machte sie sich ein Vergnügen daraus, ihm bei allen Gelegenheiten zu zeigen, daß ihre Liebe zu ihm noch eben so stark sey, als vormals. Doch, da alle diese Mittel fehlschlugen, konnte man ihr in keinem Falle

verdenken, daß sie ihn merken lies, daß seine Aufführung ihr misfalle, bis jezt hatte man in allen Expeditionen, die von Hofe ausgefertigt wurden, des Königs Namen vor ihren gesezt, jezt stand ihr Name vorne, und bald hernach wurde der Königen Name ganz allein vorgesezt.

Alles dies war nicht hinreichend, ihm seine Vernunft wieder zu geben. Sie hielt sich in einer Stadt mit ihrem Staatsrath auf, indeßen er in einer andern lebte, beinah ohne alle Begleitung, ausgenommen seine Jagdfreunde, weil die Jagd seine liebste und erste Beschäftigung war. An diese seine traurige Lage konnte er nur mit dem äußersten Misvergnügen denken, weil er noch nicht die geringste Macht für sich hatte, sich von dieser Sclaverei zu befreien. Der Graf von Morton, den die Rebellen im Gefolge der Königin blos in der Absicht gelaßen hatten, um ihr Verräther zu werden, glaubte diese vortrefliche Gelegenheit ohne Zeitverlust benuzzen zu

müßen. Er gieng zum Könige, und stellte ihm die Lage der Sachen für das Königreich und für ihn selbst höchst schimpflich vor, daß eine Frau Beherrscherin des Reichs wäre, da man doch einen König hätte, der selbst regieren könnte, daß der ganze Adel darüber höchst unwillig wäre, und daß er bei dem ersten Wink und Wunsch, den er äußerte, sich aus dieser Knechtschaft zu befreien, überall Unterstüzung und Hülfe erwarten könnte.

Der erste Staatsminister der Königin hieß David Rizio, aus Piemont gebürtig, ein Mann, der zu Staatsgeschäften sehr gut zu gebrauchen war und der eben durch seine ausgebreiteten Kenntnisse die Würde eines Staatssekretairs erhalten hatte. Dieser kluge Mann hatte bis jezt alle Minen der Rebellen vernichtet; eben deshalb bekam Morton von der Gegenparthei aus England Befehl, dahin zu arbeiten, daß sein Fall und Untergang bald erfolge. So bald er nur erst den König dahin gestimmt hatte, daß er seinen gefährli-

chen Anschlägen Gehör gab, bracht er ihm bald bei, daß er unmöglich leiden müßte, daß ein Mensch vom geringsten Stande und Herkommen, einen Plaz einnähme, der nur ihm allein gehöre, weil dieser Mann das ganze Reich beherrsche. So bald der König mit diesem Vorschlage zufrieden zuseyn schien und der Hofmann merkte, daß er nun alles aus ihm machen könnte, brachte er dem Könige einigen Verdacht bei, daß die Königin etwas mehr, wie bloße Achtung und Freundschaft für diesen Staatsminister hege. Wie schändlich ist es nicht, daß viele Geschichtschreiber dies Gerücht für wahr ausgeben, da es doch weiter nichts als Verläumdung ist, die nicht den geringsten Grund hat. Denn außerdem daß Rizio alt war, hatte dieser Geschäftsmann auch nicht das geringste Einnehmende an sich, wodurch er Jemanden zur Liebe hätte bewegen können. Warum die Königin ihn so hoch erhoben, ist ganz klar und einleuchtend. Dies geschah blos darum, weil sie von allen Seiten mit Verräthern, Kezzern und

Unter=

Unterthanen umgeben war, die eine üble Meinung von ihr hatten; sie mußte daher zu einem Fremden ihre Zuflucht nehmen, wenn sie einen haben wollte, dessen Interesse es nothwendig machte, zu ihrer und seiner Erhaltung alles Mögliche beizutragen.

Der König, als ein junger Mann, ließ sich fangen und begieng die größte Treulosigkeit, die man sich nur denken kann, zum sichern Beweis, wie hoch er den Eifer für seinen Dienst aufnehme. Nachdem Morton so gut seine Sachen beim Könige ausgerichtet, begiebt er sich zur Königin. Mit einer Begeisterung, als wenn er sich ganz zu ihrem Besten aufopfere, stellt er der Königin Heinrichs Undankbarkeit vor, daß er von ihren eigenen Leuten Maitressen unterhielte, nachdem sie ihm zum Gipfel menschlicher Grösse erhoben habe. Er fügte hinzu, er sey nicht zufrieden Mitregent geworden zu seyn, er arbeite auch mit allen Kräften daran, ihr Herr zu werden, und ihr das königliche Ansehen zu nehmen,

wel-

welches ihr nur allein zukomme. Sie müßte daher darauf bedacht seyn, noch bei guter Zeit diesen Uebeln vorzubeugen, ihm seine Macht einschränken, damit er nicht weiter im Stande wäre, etwas wider sie zu unternehmen. Zulezt gab er ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß der Adel die bittersten Klagen über Heinrichen führe, dessen Stolz und Uebermuth keine Grenzen mehr kenne, er zweifelte daher nicht, daß sie ihn nicht ganz bereitwillig finden sollte, ihre Befehle zu vollziehen. Morton stellte dies der Königin nicht in der Absicht vor, daß sie wirklich etwas unternehmen sollte, sondern blos um seinen Zwek zu erreichen, sie dermaßen auf den König zu erbittern, daß an gar keine Versöhnung weiter zu denken wäre; wohin noch viele andere Personen, vornemlich die Geistlichen unablässig arbeiteten. Indessen fuhr er auch fort, seine Rolle bei dem Könige zu spielen, er beredete ihn, sich zum Haupt einer Parthei zu erklären, welche sich in dem Reiche vereinigen sollte, die Vertriebenen zurük zu berufen, der

Königin alle Regierungsgeschäfte zu entreissen, sie in ein festes Schloß einzusperren und ihr vielleicht eine noch weit schlimmere Behandlung zu bereiten, welches der König alles gut hieße, weil dadurch seine Macht augenscheinlich wachsen müßte.

Die Reichsstände hatten sich auf Ansuchen der Königin versammelt, welche aus der Abwesenheit des Grafen Murray einige Vortheile ziehen wollte, und sie hatte die Grossen des Reichs blos in der Absicht zusammen berufen, um zum Besten der katholischen Religion etwas auszuwirken. Nachdem sie bei den versammelten Ständen angefragt, ob den Katholiken durch ganz Scotland eine freie Religionsübung erlaubt sey, ohne daß man sie zwingen könnte, in die Tempel der Kalvinisten zu gehen; trat das Oberhaupt der andern Parthei in den Versammlungssaal, und erklärte die Reformation für Kezzerei, welche sich bei der Administration der Justiz äusere, und zugleich die Verdammung der nach

England geflüchteten Rebellen in sich schliesse. Die Unzufriedenen glaubten, daß dies der rechte Zeitpunkt sey, wo sie sich entdekken müßten, damit man nicht etwa diesen Artikel übergehe. Rizios Tod war der erste Akt des Trauerspiels; damit machte man den Anfang.

An demselben Abend, als die Königin in ihrem Zimmer mit der Gräfin d' Argyll speiste, und Rizio an ihrer Seite saß; trat unplözlich der König herein, begleitet von dem Grafen Morton, dem Lord Ruthuen, dem Bastard d' Anglufe und verschiedenen andern bewaffneten Leuten. Ruthuen sezte sich mit einem verschlossenen Helm neben die Königin, welche ihm zu verstehen gab, daß dieser Anzug ihr sehr verdächtig wäre. Er versezte, daß man ihr nicht das geringste Leid zufügen würde, daß es blos den Schurken gelte, der neben ihr säße. Im nemlichen Augenblikke umringte die ganze Gesellschaft Meuchelmörder den Rizio, ohne daß die Königin ihn retten konnte, mit deren Gewand er sich bedekken

wollte und immer schrie: Giustizia, Giustizia, (Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!) Man brachte ihm sogar einige Stiche über der Schulter der Königin bei, welche der König in seinen Armen umschlossen hielt, indem er zu ihr sagte: daß alles was jezt geschähe, zu ihrem Besten wäre. Sie ward selbst von Rizios Blut bespritzt, und einige behaupten sogar, daß Ruthvens Sohn, nach vollbrachter Mordthat, die Verwegenheit hatte, der Königin das Pistol auf die Brust zu sezzen, ob sie gleich schwanger und ihrer Niederkunft nahe war, daß er die Unverschämtheit gehabt hätte, sie zu bedrohen, wenn sie noch ferner laut ihre Betrübniß und Bedaurung sich merken lies, wie sie dies jezt gethan hätte. Einige wollen behaupten, daß die Verschwornen die Absicht gehabt hätten, die Königin mit ihrer Leibesfrucht zu tödten; und daß es auch wirklich geschehen wäre, wenn man nicht Ruthvens Pistole zurükgeschlagen hätte. Man beruft sich bei dieser Behauptung darauf, daß den Tag vorher der Sekretär weit leichter habe können

umge-

umgebracht werden, als er einige Stunden lang mit dem Könige Ball spielte.

Unmittelbar nach dieser Mordthat, wurde die ganze Leibwache der Königin aus dem Schloße fortgejagt, und an ihre Stelle wurden zwanzig Soldaten von der Gegenparthei vor ihre Wohnung gestellt, selbst vor ihr innerstes Gemach, um eine jede Verbindung mit andern Menschen ihr unmöglich zu machen.

Den andern Morgen, also zwölf bis funfzehn Stunden nach der Ermordung, kamen der Graf Murray, die Hamiltons und andere nach England Geflüchtete an, woraus man schließen will, daß Elisabeth um das ganze Vorhaben gewußt habe. Denn dies war gerade der lezte Termin und der lezte Tag, an dem sie erscheinen mußten, wenn ihre Güter nicht sollten eingezogen, ihre Wappen zerbrochen und ihre Adelsbriefe zerrissen werden. Das erste, was sie nach ihrer Ankunft thaten,

war,

war, daß sie sich den Reichsständen vorstellen ließen; allein, alle Geschäfte befanden sich in einer solchen Unordnung, daß sie bei der Versammlung kein Gehör fanden. Darauf berathschlagten sie sich mit dem Könige, dem Grafen Morton und dem andern Verbundenen, die ihnen in ihrer Abwesenheit so grosse Dienste geleistet hatten, was sie mit der Königin machen wollten. Die Meisten waren der Meinung, sie hätte das erste Opfer des Trauerspiels seyn müssen, und man müßte sie noch jezt aus dem Wege schaffen, um welchen Preis auch dies geschehen sollte. Der Grund ihres Verfahrens war, weil sie von ihr auf eine Art wären beleidigt worden, daß sie nie Vergebung erwarten könnte, und weil ihnen sonst keine Hoffnung zur Freiheit übrig bliebe. Sie sezten hinzu, daß man durch ganz Europa die Nachricht verbreiten müßte, hätte man sie mit dem Rizio im Ehebruch überfallen, welches das beste Mittel wäre, nicht blos die Wuth des Volks zu besänftigen, daß zur Empörung geneigt wäre, sondern auch den König

von

von Frankreich und die andern katholischen Mächte, welche zur Rache verbunden zu seyn glaubten. Sie versprachen Heinrichen, daß sie von jezt an von keinem Andern Befehle annehmen wollten, als von ihm, und zum Beweise, daß sie die Wahrheit sagten, ließ man sogleich einige Edikte öffentlich bekannt machen und sie an den Strassenekken von Edinburgh anschlagen. Es war jezt auf den Punkt, daß der ganze Plan wirklich ausgeführt werden sollte, allein glüklicher Weise zerschlug er sich durch folgenden Umstand.

Murray um den treuen Diener, oder nach seiner gewöhnlichen Manier, den Verräther, zu machen, ließ sich bei der Königin vorstellen, ohne den andern Mitverschwornen etwas gesagt zu haben, und sagte es ihr selbst, daß er völlig unschuldig wäre und nicht den geringsten Antheil an der Verschwörung hätte. Nachdem er sie wegen seines ersten Fehlers um Vergebung gebeten, daß er gegen sie die Waffen ergriffen und sich aus Scotland ent-

fernt

fernt habe, bewies er ihr, daß wenn sie nicht ebenfalls diejenigen begnadigte, die ihren Sekretair umgebracht hätten, sezte sie sich der nemlichen Gefahr aus, weil diese Leute aus Verzweiflung sehr leicht zu Gewaltthätigkeiten schreiten könnten. Die Königin versezte, daß sie nie an sich gemerkt, Neigung zur Grausamkeit oder Rache zu haben, im Gegentheil hätten viele von ihren Unterthanen ihre Huld und Gnade erfahren; dies thäte ihr nie leid, weil diese Tugend gerade eine von den glänzendsten wäre, wodurch sich die Könige am ersten von allen andern Menschen unterscheiden könnten; allein im gegenwärtigen Falle könnte sie davon keinen Gebrauch machen, weil sie jezt nicht frei handeln könnte, folglich wäre alle ihre Bemühung vergebens und könnte den Schuldigen zu nichts helfen. Der Graf verlies der Königin Zimmer; ziemlich bestürzt über ihre Antwort.

Indessen hatte der König von diesem Besuch Wind bekommen, hielt ihn für eine Gegen-

genmine, und glaubte, daß er ihn selbst stürzen wollte, vornemlich weil er ihm sehr zurükhaltend vorkam, seitdem er bei der Königin gewesen war. Er konnte es kaum länger aushalten, ohne darüber eine Aufklärung zu erhalten, so viel Zwang und Ueberwindung es ihm auch kostete, seine Gemahlin zu besuchen, nachdem was zwischen Beiden vorgefallen war. Er überwand sich und gieng zu ihr. Kaum erblikte ihn die Königin, als sie ihm keine Zeit ließ, sie anzureden, sondern sie selbst sagte zu ihm: das ist also der Dank, mein Herr, den ich von ihnen erwarten konnte, für eine Krone, die ich ihnen auf ihr Haupt sezte. Wenn ich den Tod verdiene, was hat die unschuldige Kreatur verbrochen, die ich unter meinem Herzen trage, und von der einzig und allein ihr Untergang oder ihre Erhaltung abhängt; glauben sie mir, daß die Rebellen, die sie täuschen, ihnen blos deswegen rathen, den Baum zu fällen, damit sie selbst die die Früchte davon geniessen und unter den Sturz desselben sie erstikken können. Diese Worte

mit allen den Reizen gesagt, welche eine bedrängte Schöne ganz in ihrer Gewalt zu haben pflegt, brachten in dem nemlichen Augenblikke die wunderbarste Wirkung hervor. Sie veränderten nicht blos urplözlich das Herz des Königs, sondern sie machten auch einen so lebhaften Eindruk auf seine fühlbare Seele, daß er sich augenbliklich zu den Füssen seiner Gemahlin befand, und anfänglich weiter nichts vorzubringen im Stande war als Thränen, welche stromweise von seinen Wangen herabfloßen. Der bejammernswürdige Zustand seiner Gemahlin, ließ ihn sie nicht als eine hizzige Gebietherin betrachten, seine Liebe, welche der Gedanke vom Gegentheil bereits fast erstikt hatte, erwachte auf einmal wieder, und versezte ihn in die Lage eines Menschen, der beim Erwachen in Henkers Händen eine Person siehet, die er mehr liebet, als sein Leben.

Er würde vielleicht noch länger seine mißmuthige Lage blos durch Weinen und durch

ein

ein bedeutendes Stillschweigen ausgedrükt haben, ohne über seinen Fehler wirkliche Reue zu bezeugen, wenn nicht zugleich in seinem Innern eine heftige Begierde entstanden wäre, deren Wirkung er nicht widerstehen konnte; seine Liebe sagte ihm, ungeachtet des Uebermaßes seiner Betrübniß, welche beinah alle seine Sinne in Unthätigkeit versezte, daß er keine Zeit zu verlieren habe. Er entdekte daher der Königin mit allen Umständen die Verschwörung, er erzählte ihr, wie sich die Verschwornen verabredet hätten, sehr vielen vornehmen Standespersonen die Köpfe abschlagen zu lassen und ihre vornehmsten Hofdamen zu ersäufen, damit niemand weiter alle die Bubenstükke bekannt machen könnte, welche sie gegen ihr noch vornehmen wollten, um am Ende sie selbst ungestraft umbringen zu können. In diesen Artikel hätte er aber nie einwilligen wollen, wie viel Macht und Ansehen sie ihm auch versprochen hätten. Er sagte ihr auch, daß sie ihm erzählt hätten, daß die Hugenotten von Frankreich ihnen beistehen

würden, in dem Fall, wenn König Karl der Neunte oder die Guisen ihren Tod rächen wollten. Am Ende schloß er mit einer starken Betheurung, daß er sich fest vorgenommen habe, diese ganze Kabale zu verlassen, um mit ihr gleiches Schiksal zu haben, und da sie wahrscheinlich nicht lange mehr leben würde, wollte er hier nicht von ihren Füssen weggehen, weil er sonst leicht das einzige Mittel versäumen könnte, das ihm noch übrig bliebe, seinen Fehler wieder gut zu machen, und der Nachkommenschaft Gelegenheit zu geben, in ihm ein Beispiel der größten Undankbarkeit, die man sich nur denken kann, aufzustellen. Da man die Klagen von einer geliebten Person mit vieler Theilnahme anzuhören pflegt; so empfand auch die Königin, der die jezige Lage des Königs weit mehr zu Herzen gieng, als ihr eigener betrübter Zustand, eine sehr grosse Freude über seine Reue, so daß auch von ihrer Seite die Liebe dabei einen grossen Antheil hatte, und jezt diese Leidenschaft ihnen die süssesten Augenblikke verschafte.

Da sie nun aus der Erzählung vernommen, daß man sie nicht blos um ihre Krone und ihr Leben, sondern sogar um ihre Ehre bringen wollte, und da ihr die Erhaltung der leztern wichtiger war, als alles übrige, war sie ebenfalls auf Mittel bedacht, die beiden erstern zu erhalten, und fest entschlossen, sich lieber der Wuth der Barbaren aufzuopfern, als diese Preis zu geben. Sie bat daher ihren Gemahl, wieder zu den Verschwornen zu gehen, und sie zu versichern, daß er sie gerade in der Stimmung gefunden habe, sich alles gefallen zu laßen, was sie nur verlangten; allein sie befände sich in dem gefährlichsten Gesundheitszustande, so daß er befürchte, sie möchte sogar die Nacht nicht überleben, wenn man ihre jezige Wache nicht von ihr entfernte, welche sie mit der größten Unmenschlichkeit behandelte, und man ihre Officianten und Kammerfrauen nicht zu ihr ließe; ihre Schwachheit sey so groß, daß sie nicht das geringste Bedenken tragen dürften, ihm diesen Gefallen zu erzeigen.

Die Verschwornen, welche mit der größten Ungeduld die Zurükkunft des Königs erwarteten, um zu erfahren, was er mit der Königin gesprochen habe, hörten aufmerksam auf das, was ihnen der König vortrug, und berathschlagten lange, was sie thun sollten. Einige sagten, man müßte diese Gelegenheit nicht versäumen, sie los zu werden, da sie ihr auf die Art blos das Leben ließen, um es ihr hernach wieder zu nehmen, und da sie nun einmal sterben sollte, wäre es ja besser, daß es auf diese Weise geschähe, als wenn sie noch erst ihre Hände mit ihrem Blut beflekten. Andere stellten vor, es sey ein Aufstand des Volks zu besorgen. Noch andere beschlossen ebenfalls ihren Tod, wollten aber, daß sie noch vorher ihre Begnadigung unterzeichnen sollte. Indessen die Verschwornen noch nicht eins waren, wozu sie sich bestimmen sollten, meldeten Andere die Krankheit der Königin, indem sie sich stellten, als wenn sie nicht wüßten, was zwischen ihr und dem Könige vorgefallen sey, worauf beschlossen

ward, daß ihre Kammerfrauen diese Nacht bei ihr bleiben und die Soldaten das Schloß verlaßen sollten. Unmittelbar darauf, nachdem diese Erlaubnis gegeben war, schikte die Königin auf der Stelle Jemanden an einen gewissen vornehmen Herrn, der auf seinen Gütern bei Edinburgh lebte, von dem sie wußte, daß er ihr treu geblieben war, meldete ihm, daß er in der Eil zweihundert Mann zu Pferde, alles seine Freunde zusammen bringen und mit diesen um Mitternacht vor dem Städchen erscheinen sollte. Zu der bestimmten Stunde stieg der König und die Königin zu Pferde, giengen aus dem Schloß durch einen kleinen Ausgang und fanden ihre Freunde, welche sie schon auf dem angezeigten Orte erwarteten. Ungeachtet der Unpäßlichkeit der Königin, welche vornemlich von ihrer Schwangerschaft herrührte, war sie doch genöthigt mit ihrem Pferde, so wie die übrigen, Galopp zu reiten, da die Gefahr groß war. Sie ritten so scharf zu, daß sie den andern Tag um Mittag

tag zu Dombar waren, welches beinah funfzehn Meilen von Edinburgh entfernt ist. So bald die Verschwornen ihre Flucht erfuhren, stieg ihre Wuth aufs äußerste, wie man leicht denken kann. Indessen hatten die Grafen von Huntly und von Bothwell, nachdem sie sich bei dem Gerücht der Ermordung des Rizio durchs Fenster gerettet hatten, acht bis neun tausend Mann zusammen gebracht, mit denen sie gegen sie marschirten, sie sahen sich aber jezt doch genöthigt, zu ihrer eigenen Sicherheit, sich durch die Flucht zu retten. Andere, als Morton, Ruthuen und Lindsay begaben sich nach England, dem gewöhnlichen Zufluchtsort aller Mißvergnügten und Rebellen in Scotland, und die andern in die mitternächtlichen Gegend des Königsreichs mit Murray, der sehr zweifelte, daß man ihn sogleich an den Hof zurükberufen würde, um den

lezten

lezten Akt des Trauerspiels zu Ende zu bringen.

Nachdem die Königin nach Edinburgh zurükgekehret und die Flucht der Rebellen gewissermaßen den Frieden wiederhergestellt hatte, lies sie sich wirklich bewegen, weil sie einmal von Kezzern umgeben war, die Murray zu ihren Protektor hatten, durch die gar zu großen Zudringlichkeiten und weil sie ihn wirklich am Mord des Rizio nicht im Verdacht hatte, ihm alle seine Güter wieder zu geben und ihn in alle seine Ehrenstellen wieder einzusezzen. Er auf seiner Seite stellte sich, als wenn er von Dank durchdrungen mit dem grösten und gewissenhaftesten Eifer zu ihrem Dienst alles beitragen würde, um sie desto besser verrathen zu können; auf die Art lies sich die Königin durch den Schein hintergehen, ent-

 dekte

dekte ihm ihre geheimsten Gedanken, und gieng mit ihm und Bothwell sehr vertraut um, welcher in dem größten Credit bei ihr stand, nachdem er den König und die Königin aus den Händen ihrer Feinde errettet hatte.

Zweiter Theil.

Unter diesen bedenklichen Umständen kam Maria ins Kindbette, und gebar einen Sohn, der bei der Taufe den König von Frankreich und die Königin von England zu Pathen bekam. Dies hielt die Unruhigen eine Zeitlang gewissermaßen in Schranken, da überdies jezt der König mit seiner Gemahlin in dem besten Vernehmen stand, und diese Eintracht alle ihre Maasregeln scheiterte, welche sie zur Ausführung ihrer schändlichen Absichten gefaßt hatten. Doch die Wuth des Grafen von Murray war viel zu aufbrausend, als daß er den Staat ohnmöglich lange in Ruhe laßen konnte. Um gewisse Vorbereitungen dazu zu machen, wendet er sein und des Bothwell Ansehen dazu an, die Zurükberufung des Grafen von Morton und der andern Geflüchteten in Ausübung zu bringen

gen; denn aus Gründen, die ich hernach anführen werde, hatte er sich mit Bothwell wieder vereiniget. Auf die Art kamen alle diese Verräther und Verbrecher wieder zurük, und wurden mächtiger als jemals. Die Eintracht welche zwischen dem Könige und der Königin herrschte, glaubten sie trennen zu müssen, und diese Gelegenheit augenbliklich zu benuzen. Murray der feinste, verschlagenste und dabei der gottloseste von der ganzen Bande, glaubte, daß das einzige Mittel diesen Zwek zu erreichen, wäre, Heinrichen abermals seine eingeschränkte Gewalt in Absicht der Regierung vorzuspiegeln, und ihn dadurch auf die vorigen Abwege zu leiten. Daher schloß er sich jezt ganz an die Königin an, bewies ihr durch so viele Proben der Unterwürfigkeit und Freundschaft, daß er für sie sich aufzuopfern bereit wäre, ließ auch keine Abneigung blikken, in den Schoos der römischkatholischen Kirche zurük zu treten, sobald sie mit ihm davon sprach, und dann vergaß er nichts, was er für nothwendig

glaubte,

glaubte, sie ganz zu überzeugen, daß er nur für ihr Interesse arbeite und lebe. Da seine Parthei so mächtig war, regierte Maria vielleicht nie so unumschränkt als jezt, und hatte nie mehr Ansehen. Um sich in dieser behaglichen Lage zu erhalten, welche die Neuheit desto annehmlicher machte, überhäufte sie den Grafen mit Liebkosungen und Schmeicheleien, kein Geschäft übernahm sie, ohne ihn daran Theil nehmen zu lassen, nichts überlegte sie, ohne ihn dabei um Rath zu fragen. Mit dem Könige gieng man ganz anders um. Da er nicht die geringste Kenntnis von Staatsgeschäften hatte, seine Vergnügungen über alles liebte, fast immer mit der Jagd beschäftigt war, glaubte sie, daß er nichts dagegen haben würde, wenn sie seinen Namen erst nach ihrem bei den königlichen Ausfertigungen sezzen ließ, so wie es vom Anfang ihrer Vermählung geschehen war, und sie verlies sich ganz auf die Liebe, die jezt weit stärker war, als jemals, und welche das beste Verständnis unter beiden ewig unverändert zu erhalten schien.

Indessen

Indessen da er immer der nemliche blieb, der er von jeher gewesen war, und da er schon einmal so weit war gebracht worden, sich und seine Gemahlin zu Grunde zu richten, blieb in ihm noch immer der Keim zum Verdruß. Ohne seiner Gemahlin wehe zu thun, welcher er in diesem Stük nachzugeben sich verbunden fühlte, sezte er sich in den Kopf, daß er unabhängig werden könnte, wenn er den Grafen auf die Seite schafte, und daß sodann keiner einen Plaz einnehmen dürfte, wozu er ganz allein Recht hätte. Diesen Plan hielt er eine zeitlang geheim, er theilte ihn sodann der Königin mit, in der Vorstellung, daß er ihr nicht misfallen werde; allein sie, die so sehr alle Hinrichtungen verabscheute, und den König eben so gestimmt zu seyn vermuthete, wie er wenigstens das Ansehen haben wollte, bezeigte ihrem Gemahl die äußerste Entfernung von dieser grausamen Handlung, und verbot ihm sogar, mit aller der Macht, die sie über ihm hatte, weiter an diese Sache zu denken.

Der

Der König war um so viel mehr über diese Antwort bestürzt, da sein Ehrgeiz ihm aufs neue verblendete, und machte, daß er die ganze Wendung der Sache nicht auf die Rechnung des sanften Karakters und der Aufrichtigkeit seiner Gemahlin sezte. Im Gegentheil glaubte er, daß dies leicht ein Vorwand seyn könnte, ihn weiter keinen Theil an der Regierung nehmen zu lassen, und daß sie in dem Fall, wenn sie den Grafen wegschafte, sie genöthigt wäre, ihm mehr Ansehen zu geben, als sie eigentlich wünschte. Ohne weiter mit ihr über die Sache zu sprechen, verließ er ihr Zimmer, fest entschlossen, bei der ersten Gelegenheit sein Vorhaben auszuführen.

Da dies nicht füglich geschehen konnte, ohne daß nicht aufs neue eine gewisse Kälte zwischen beiden entstand, zeigte sich abermals ihre vorige gegenseitige Eintracht. Auf diese Art sah Graf Murray alle seine Absichten erfüllt, so wie er es schon langst gewünscht

hatte; er verdoppelte auch dagegen, in Gegenwart der Königin, sein Bestreben, alle ihre Wünsche zu erfüllen, und stellte sich eifriger in ihrem Dienste, als jemals. Dies bestimmte sie, ihre Gnadenerweisungen zu verdoppeln, das gieng dem Könige so nahe, daß er seine Gemahlin in Edinburgh ließ, und nach Glasgow reißte, um kein Augenzeuge von ihrem Betragen zu seyn.

Dies war der Augenblik, den der Graf erwartete, um die niederträchtigste und schwärzeste Verrätherei zu begehen, von der man vielleicht nie vorher gehört hat. Er hatte sich bereits mit Bothwell ausgesöhnet, um ihn zu seinen Absichten zu gebrauchen; denn da er ihn als einen kühnen und unternehmenden Mann kennen gelernt hatte, sollte er nicht abermals Hindernisse bei seinen Planen ihm in den Weg legen, wie er das Leztemal gethan hatte. Dieser Bothwell, dem es gar nicht an Klugheit fehlte, hatte so viel Muth und Verwegenheit, daß er alles für

ausführbar hielt und sogar so dreust war, die Königin zu lieben. Da nun sein Aeusseres schlechterdings nicht so einladend war, Liebe einzuflössen, verbarg er sein Liebesfeuer vor den Augen der meisten, diejenigen aber die etwas weiter sahen, merkten sehr bald, daß sein eifriges Andrängen an die Königin von einer andern Ursache herkommen möchte, als von seiner tiefen Ehrfurcht. Murray war einer von den ersten, der dies gewahr ward, und suchte daraus Nuzzen zu ziehen, da er seinen ganzen Karakter genau kannte. Er stellte ihm die Unwürdigkeit der Heirath ihrer Monarchin vor; daß Heinrich ein junger Narr wäre, der eben so unfähig zur Regierung eines Reichs sey, als er sich zu dem Posten schikte, auf den er jezt stehe; daß die Königin sehr leicht zu bereden sey, ihn sich vom Halse zu schaffen, wenn die Sache so könnte vermittelt werden, daß es schien, als wenn sie nichts darum wüßte, daß seine Undankbarkeit ihn bei ihr verhaßt gemacht habe, daß sie ihn vor Verdrus beinah nicht sehen könnte;

und

und daß man ihr gewis einen sehr wichtigen Dienst leisten würde, wenn man ihn umbrächte. Um ihn noch mehr aufzumuntern sezte er hinzu, daß der König ein sehr grausamer Mann wäre, der nicht blos den Secretair der Königin vor ihren Augen hätte umbringen lassen, sondern nach seinem Plane mit ihr die nemliche Absicht gehabt, wenn sie sich nicht durchs Fenster gerettet hätte. Endlich beschloß er damit seine verführerische Beredung, um ihn ganz zu gewinnen, daß er hernach auch daran denken könnte, sich mit der Königin zu vermählen, welche genöthigt wären, sich einen Gemahl zu nehmen, der die Regierung verstünde, um die Unterthanen in ihrer Pflicht zu erhalten, daß sie ihm gewiß vor allen andern den Vorzug geben würde, in Rüksicht der Dienste, die er ihr erwiesen, und daß er selbst und alle von seiner Parthei, seinen Wunsch mit allen Kräften unterstüzzen würden, wodurch sie selbst gleichsam in die Nothwendigkeit würde gesezt werden, diese Parthie zu ergreifen, wenn

sie auch wirklich keine Lust dazu hätte; allein die große Freundschaft, die sie für ihn äußerte, wäre ihm Bürge, daß sein Wunsch nicht mehr weit vom Ziel entfernt wäre. Einige erzählen sogar, daß Graf Murray ihm eine schriftliche Versicherung gab, alles dies wirklich zu halten und zu erfüllen.

Dieser Vorschlag that eine ganz außerordentliche Wirkung auf Bothwell, der in einem so hohen Grad ehrgeizig und äußerst verliebt in die Königen war, und nun mit einmal durch diesen Streich beide Leidenschaften befriedigen konnte. Ohne also vorher zu untersuchen, wie das alles gehen könnte, oder was Murray hierbei eigentlich für Absichten hätte, versprach er augenbliklich mehr, als man eigentlich haben wollte. So bald der Graf Bothwell auf seiner Seite hätte, gehet er zur Königin und eröfnet ihr als ein grosses Geheimniß, daß er entdekt zu haben vorgab, als wenn der König seine Vertrautesten nach Glasgow berufen, um

Mit-

Mittel ausfindig zu machen, ihr die Administration des Reichs zu nehmen, mit der Erinnerung, daß wenn sie nicht bei guter Zeit die gehörigen Befehle ausstellte, sie sehr leicht mit einemmal überrascht werden könnte. Seine Absicht war, sie hierdurch zu bereden, einige Gewalthätigkeiten gegen ihren Gemahl vorzunehmen, daß wenn Bothwell ihn bei diesen Unruhen umbrächte, man nicht zweifeln könnte, es wäre dies auf ihren Befehl geschehen.

Obgleich die Königin, die von der ganzen Verschwörung nichts wußte, nicht geradezu sein Vorhaben entdekken konnte, so wußte sie doch, daß er nichts mehr wünschte, als daß eine beständige Uneinigkeit zwischen ihr und ihrem Gemahl unterhalten werden möchte, und glaubte daher von der ganzen Sache nichts. Sie reiste sogar, als einige Zeit darauf der König in Glasgow krank ward, dorthin, und war, ungeachtet der vorhergehenden kalten Behandlung, immer um seine

Per-

Person und äußerte auch während der Krankheit die größte Unruhe und Betrübniß. Ueber dies Betragen der Königin wurden die Verschwornen sehr bestürzt, da sie sahen, daß diese Liebkosungen mit einemmal alle ihre Maasregeln zerstörten, die sie genommen hatten, ihr einen Mord schuld zu geben, den sie eigentlich begehen wollten. Als er sich in Glasgow nicht bessern wollte, weil hier keine reine und gesunde Luft ist, lies sie ihn nach Edinburgh bringen, in das Haus des Stadtrichters, welches hoch und ganz nahe an der Stadtmauer liegt. Dies geschah durch Vermittelung des Grafen von Murray, welcher vorstellte, daß der königliche Pallast, wegen seiner Lage, keine gesunde Luft hätte, und daß der Herr von Borthun nirgends anders als in diesem Hause des Stadtrichters seine Gesundheit wieder erhalten hätte. Noch einige Tage sezte sie ihre gewissenhafte Sorge immer fort, bei ihm sich aufzuhalten, ihn fast nie zu verlassen, und ihn mit eigner Hand alles zu reichen, was er verlangte.

End-

Endlich waren alle Zubereitungen zum Trauerspiel fertig. Um allen Verdacht von sich abzumälzen, nahm Graf Murray von der Königin Urlaub, den Tag vor der Nacht, an dem die Mordthat begangen werden sollte, um seine Gemahlin zu besuchen, die sich krank stellte. Ja er konnte sich noch vor seiner Abreise nicht enthalten dem Lord Herreis zu sagen, daß der König in derselben Nacht wohl sterben könnte; eben dies wiederholte er noch einigemal in dem Schif, womit er über den einen Arm des Meers sezte, um von Edinburgh nach seinem Bestimmungsort zu kommen. Herreis nahm hernach in der Stadt York vor den Deputirten der Königin von England seine Parthie, woraus man ohngefähr sehen kann, ob er an diesem Mord so ganz unschuldig nicht seyn möchte, als Buchanan behauptet, der in seinem Sold stand, und dem er versprochen hatte, ihn zum Patriarchen über die Reformirten in Scotland zu machen, wenn er die Herrschaft bekäme.

Um den Faden unserer Geschichte wieder anzuknüpfen, müssen wir da fortfahren, wo wir stehen geblieben waren. Nach Murrays Abreise, besuchte die Königin ihren Gemahl und blieb bei ihm bis um Mitternacht. Indessen schaften Bothwells und Mortons Leute verschiedene mit Pulver angefüllte Fässer in einen Keller, welcher sich gerade unter dem Zimmer des Königs befand. Mitternacht ist vorbei, die Königin gehet nach Hause, indem sie ein nah gelegenes Haus bezogen hatte, weil in der Wohnung des Stadtrichters für alle beide nicht hinreichender Plaz war. Unterwegens begegnet sie einem von Bothwells Leuten, und sagt zu ihm in Gegenwart mehrerer Personen, daß sie recht stark Schiespulver rieche.

Nachdem sie sich zu Bette gelegt hatte, gehen Bothwell, Morton und fünf bis sechs andere in des Königs Zimmer, wo sie weiter niemanden, als einen Kammerdiener neben ihm schlafend zu Bette finden; sie werfen sich auf

beide und stranguliren sie, ohne ihnen Zeit zum Schreien zu lassen. Sogleich verlassen sie das Zimmer, kommen wieder in die Stadt durch eine kleine verborgene Thüre, welche sie den Tag vorher blos in dieser Absicht durch die Mauer hatten machen lassen, so daß, als man sie den andern Morgen in der Stadt sah, wo sie schon den Abend vorher gewesen waren, man nicht den geringsten Verdacht hatte, als wenn sie Theil am Mord haben könnten. Nach Verlauf von zwei Stunden, nachdem sie sich wegbegeben hatten, entzündete sich das Pulver vermittelst einer dorthin geleiteten Lunte, sprengte das Haus in die Luft und zerschmetterte auch zugleich ein großes Stük von der Mauer. Die Königin erwachte durch dies Geräusch und bezeugte durch ein großes Erstaunen, sowohl ihre Unkunde von dem, was geschehen war, als auch ihre Furcht, was daraus noch entstehen könnte. Lange befand sie sich in dieser Lage, weil man ihr erst späterhin die ganze traurige Geschichte meldete. Kaum hatte sie das Unglük erfahren, als ihre

Thrä-

Thränen und ihre ungeheuchelte Betrübnis nur zu sehr alle Verläumdungen zu Schanden machten, welche ihre Feinde gegen sie, seit diesem Vorfall, ausgestreuet hatten.

Den andern Morgen kam ein Courier von Seiten des Erzbischofs von Glasgow, damaligen scotländischen Gesandten an, den dieser Prälat von Marseille, wo sich damals der Hof aufhielt, hatte abgehen lassen, um der Königin Nachricht zu geben, ohne die Urheber namentlich zu nennen, daß eine grosse Verschwörung gegen sie, oder gegen ihren Gemahl, oder gegen ihren Sohn im Werke wäre.

Indessen hatte sich die Nachricht von diesem Vorfalle in der ganzen Stadt verbreitet, ein Jeder urtheilte davon verschieden, nach seiner Denkungsart und Vorstellung. Diejenigen, welche ohne auf irgend eine Art mit diesen Rebellen in Verbindung zu stehen, einiges Licht darüber hatten, er-

riethen die wahren Urheber; aber andre wieder, von der Gegenparthei bestellt, breiteten falsche Gerüchte aus, als wenn die Königin diesen Mord durch Bothwell habe verrichten lassen, in den sie sich verliebt habe, und mit dem sie sich vermählen wollte, um welchen Preis dies auch geschehen sollte. Sie auf ihrer Seite wußte von dem allen nichts, und war nur darauf bedacht, die wahren Urheber zu entdekken. Sie gab deshalb dem Grafen d'Argyll, Groskanzler des Königreichs, den Auftrag, und befahl ihm alle Nachbarn in der Gegend der Probstei auf die Tortur legen zu lassen, um von ihnen zu erfahren, wer ein- und ausgegangen sey. Allein sie fand dabei wenig ihre Rechnung, dieser Herr gehörte mit zu den Verschwornen, anstatt also, seinem Befehle gemäs, die Sache untersuchen zu lassen, unterdrükte er vielmehr alle Beweise, welche sich noch fanden.

Damit die Verschwornen die Scenen ihrer Tragoedie nach ihrem entworfenen

Plane

Plane auf einander konnten folgen lassen, schlugen sie Pasquille in der Stadt an, worin die Königin und Bothwell beschuldigt wurden, daß sie Anstifter des Todes des Königs wären. Ihre Absicht war, die Königin zu einem gemeinschaftlichen Interesse mit Bothwell zu verbinden, daß sie ihre Rechtfertigung mit der eines Mannes vereinigen sollte, dem man leicht ein Verbrechen dieser Art überführen konnte.

Da Maria bei der ganzen Sache hintergangen war, und Bothwell nicht für schuldig hielt, so glaubte sie, daß das beste Mittel wäre, alle diese Gerüchte für falsch zu erklären, wenn sie ihn den Händen der Gerechtigkeit überlieferte. Dann war er auf der einen Seite genöthigt, sich in der besten Form zu rechtfertigen, und auf der Andern zu zeigen, daß sein Gewissen ihm keine Vorwürfe mache, und sie verfuhr mit einem Manne nach dem strengsten Recht, den man so leicht überführen konnte, wenn er wirklich

straf=

strafbar war. Dieser Streich, woran ihre Aufrichtigkeit blos Antheil hatte, konnte mit einenmale alle Politik, oder vielmehr die ganze Bosheit der Verschwornen zerstören. Denn nicht blos der Vater des Königs hatte sich als Ankläger eingefunden, sondern er brachte auch noch mehrere Zeugen vor Gericht, welche den Bothwell diese Ermordung Schuld gaben; so daß er beinahe gezwungen war, alles zu entdekken, um durch die Vermehrung der Mitverschwornen sich selbst eine Erleichterung zu verschaffen. Weil aber die Angesehensten des Reichs in diese Verschwörung verwikkelt waren, war es nicht schwer, bei diesen mißlichen Umständen Rath zu schaffen. Sie machten daher, daß die Kommission, welche Bothwells Prozes führen sollte, andern Richtern übergeben ward, welche mit zu ihrem Komplot gehörten und ließen eine Anzahl Truppen an dem Tage in die Stadt rükken, als die Abhörung der Zeugen vorgenommen werden sollte; so daß der Vater des Königs, dem man schon

ins=

insgeheim gedrohet hatte, als er sah, daß sein Leben in Gefahr war, den Ort verlies, wo das Verhör gehalten werden sollte, eben dies thaten auch die andern Zeugen, das ganze Zeugenverhör unterblieb daher, Bothwell ward freigesprochen, und am Mord des Königs für unschuldig erklärt. Im Vorbeigehen ist zu bemerken, daß diese Richter die nemlichen waren, welche hernach nach England giengen und Marien anklagten, daß sie ihren König durch Bothwell habe umbringen lassen.

So stand die Lage der Umstände, daß also die Meisten, weil sie die Absicht der ganzen Sache nicht wußten, vor der Entwikkelung des Stüks, sehr unschlüßig waren, was sie davon denken sollten. Als Murray, der den größten Nuzzen davon zu ziehen hofte, sah, daß er diesmal ein verstektes Spiel spielen müßte, stellte er sich, als wenn er eine Reise nach Frankreich zu machen genöthigt wäre, und nachdem er seinen Verbundenen die nöthigen Anweisun-

weisungen zurük gelaßen hatte, bat er bei der Königin um Urlaub zu dieser Reise. Aber noch vor seiner Abreise stellte er ihr vor, daß sie nie die Unruhen ihres Reichs stillen würde, wenn sie nicht einen zur Regierung fähigen Gemahl hätte. Nachdem er ihr auf mancherlei Art diesen Vorschlag recht schmakhaft gemacht hatte, stellte er ihr vor, daß sie ja nicht an einen Ausländer denken möchte, an dessen Herrschaft sich die Scotländer nie würden gewöhnen können. Zum Beweise führte er ihre eigene Mutter an, welche während ihrer Regierung so viele Unruhen erlebt habe und deren ersten Gemahl, Franz II., man nie für einen König habe erkennen wollen. Wenn ihr aber einer von Adel aus ihrem Reiche gefiele, und sie könnte darinn nach ihrer eigenen Neigung wählen, verspräche er ihr von seiner Seite mit einem Eide, daß er den ganzen Adel dahin bringen wollte, ihn als König zu erkennen, und ihm mit aller Treue zu gehorchen.

Als

Als er darauf nach Frankreich gereißt war, kamen seine Anhänger immer wieder auf den Punkt zu sprechen, und nachdem sie sich lange gedreht und gewendet hatten, schlugen sie endlich der Königin Bothwell zum Gemahl vor. Sie gaben diesem Herrn sämmtlich das nemliche Zeugnis, daß er alle grosse Eigenschaften, Tapferkeit, Bravheit, Edelmuth in sich vereinigte und von dem ganzen Adel geschäzt würde. Von dieser Zeit ist er selbst auf nichts mehr bedacht, als sich seinem Glükke näher zu bringen, oder wenn ich es ganz eigentlich sagen soll, seinen Untergang zu beschleunigen; er verdoppelt mit der größten Aufmerksamkeit seine Ehrfurcht und Unterwürfigkeit bei der Königin und versichert sie jeden Augenblik einer Treue, wovon sie sich selbst überzeugen konnte, da sie dieselbe bereits erfahren hatte. Dies versezte sie in die fürchterlichste Unruhe. Auf der einen Seite sah sie zu gut ein, daß die Ungleichheit ihrer ersten Ehe alle Fürsten Europens, so viel sie deren um Rath gefragt, mißbilligten,

daß sie sich dadurch die Geringschäzung ihrer Unterthanen zugezogen, und die ganze Welt in Erstaunen darüber gesezt habe; sie sah ein, daß die jezige Parthie, die man ihr vorschlug, noch mehr unter ihrem Stande sey, die also sicher die nemlichen Wirkungen auf eine weit auffallendere Art hervorbringen, und den Verdacht Vieler noch mehr bestärken würde, welchs den Verläumdungen ihrer Feinde Glauben beimassen, als wenn sie an der Ermordung ihres Gemahls Schuld hätte. Auf der andern Seite wußte sie wieder nicht, wie sie den unaufhörlichen Zusezungen derer ausweichen sollte, von denen sie schon öfters zu ihrem eigenen Schaden erfahren hatte, daß sie ihren Rath beinah nothwendig befolgen mußte. Man denke sich eine junge Königin von zwei und zwanzig Jahren, ohne Erfahrung, von allen Seiten mit Kezzern, Partheien Verräthern und rebellischen Unterthanen umgeben; so wird man sehr leicht, ohne ihr Mangel an Klugheit Schuld zu geben, ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ihr

gan-

ganzes Leben, seitdem sie Frankreich verlassen, weiter nichts gewesen, als eine immerwährende Folge bedenklicher Augenblikke, wo man weiter keine andere Freiheit hat, als blos die Art zu wählen, wie man sich zu Grunde richten will. Um sich daher mit einemmale von einer Sache loszumachen, wobei sie sich so viele Einwendungen machte, ohne doch den Grafen aufzubringen, wie vor einiger Zeit geschehen war, glaubte sie ganz gewiß vor allen Zudringlichkeiten und Vorwürfen sicher zu seyn, wenn sie die Antwort gäbe: daß sie sich unmöglich zu einer Ehe mit einem Mann entschließen könnte, der bereits verheirathet sey.

Allein, anstatt daß sie damit aus der Sache herauskam, war es diese im Gegentheil, welche sie zu Grunde richtete; denn die Verschwornen gaben ihr darauf zur Antwort, daß es etwas leichtes sey, Bothwells Ehe zu trennen, weil so viele Sachen dabei zusammen träfen, welche die Ungültigkeit derselben erwiesen; sie näh-

nähmen daher ihre Antwort für weiter nichts als eine Einwilligung an, in dem Fall, wenn die Ehescheidung wirklich erfolgte; sie mußten auf die Art verfahren, wenn sie ihren Zwek erreichen wollten. So bald den Richtern, denen die Ehescheidung übertragen ward, die Sache von einer sehr günstigen Seite vorgestellt wurde, erlangten sie ohne viele Umstände das, warum sie nachsuchten. Auf die Art ward Bothwells Ehe getrennt und er zugleich von den Ständen zum Fürsten von Orcade ernannt. Und damit alles auf einmal zu Stande kommen möchte, entwarfen die Verschwornen in dem nemlichen Augenblik einen Ehekontrakt zwischen der Königin und ihm, welchen viele Große des Reichs unterzeichneten. Bothwell durch alle diese Umstände nur noch dreuster gemacht, schien gleichsam die Königin um Vollziehung der Ehe mahnen zu wollen, indem er sich einbildete, sie hätte ihm schon das Jawort gegeben, da sie den Einwurf gemacht, er wäre ja verheirathet; allein sie hatte diesen Grund blos deshalb an-

gege-

gegeben, weil sie glaubte, er würde dies Hindernis nicht wegschaffen können; es war also im Grunde das nemliche, als wenn sie gesagt hätte, daß sie nie darein willigen würde; sie mußte daher, weil dieser Einwand wirklich gehoben war, auf andere Mittel bedacht seyn, sich von den unaufhörlichen Zudringlichkeiten loszumachen. Bald machte sie ihm die Einwendung, daß seine Ehescheidung nicht nach allen Formalitäten geschehen sey, bald daß man erst warten müßte, was ihre Oheims, die Guisen, dazu sagten, denen sie den Fall gemeldet und sie um ihre Meinung gebeten hatte. Hieraus schloß Bothwell, daß er wohl nicht anders als mit Gewalt zu seinem Zwekke kommen würde und er entschloß sich dazu um desto leichter, weil er sah, daß er so gut unterstüzt ward.

Nachdem Bothwell den von den Verschwornen unterzeichneten Ehekontract an sich genommen, erschien er mit einemmal, gerade an dem Tage als die Königin von

Ster=

Sterling zurük kam, wo sie den Prinzen ihren Sohn besucht hatte, mit vielen bewaffneten Männern, hebt sie auf und bringt sie aufs Schloß Dombar. Diese Verwegenheit und dieser Uebermuth brachte die Königin zu dem hohen Grad von Zorn, den man sich kaum vorstellen kann. Sie wußte nicht, welches grösser wäre, entweder die Kühnheit Bothwells sich auf die Art an seiner Königin zu vergehen, ein Verbrechen, das selbst gegen jede Privatperson höchst strafbar ist, oder ihr eigenes Unglük, welches ihr nicht erlaubte, sich ein Rettungsmittel gegen ihr widriges Geschik auch nur blos zu denken. Nachdem Bothwell ihr einige Zeit zu ihrer gerechten Betrübnis gelassen hatte, wirft er sich ihr zu Füßen, umfaßt ihre Knie und bittet sie in dieser demüthigen Stellung um Vergebung, wegen einer Gewalthätigkeit, wozu blos seine Liebe ihn genöthigt hätte. Er stellt ihr vor, daß nachdem er gesehen, daß seine Thränen, seine Bitten, alle Bemühungen seiner Freunde und selbst der Rath der Grossen, kurz, daß

alles

alles vergebens gewesen wäre, sie zu gewinnen und zu bewegen, er sich endlich zu dieser Ausgelassenheit entschlossen hätte, wodurch er im Grunde weiter nichts bewirken könnte, als ihr seine Leidenschaft ganz im Uebermaas zu zeigen, sie behielte dabei noch immer die nemliche Freiheit und sie könnte mit seinem Blut das ganze Verbrechen abwaschen, wenn sie diese Handlung für so strafwürdig halte. Wenn sie aber die Folgen eines Uebermaases der Liebe ihm nicht gar zu übel nehmen wollte, wie dies jüngst der Fall beim Grafen d'Arlay gewesen wäre, der ebenfalls, wie er, ihr Unterthan sey, so könnte er sie versichern, daß sie einen Mann vor sich sähe, der den lezten Tropfen des Bluts, das sie ihm jezt schenkte, dazu anwenden würde, sie in einem Reiche unabhängig zu machen, wo die Rebellion ihrer Unterthanen, ihr nur immer eine sehr eingeschränkte Macht lassen könnte. Sie dürfte in keinem Stük in Sorgen stehen, weil seine Erhebung vom Adel gebilligt sey, welches bei Heinrichen nicht geschehen; und zugleich

gleich überreichte er ihr den Ehekontract, der von allen Grossen unterzeichnet war, um sie völlig zu überführen, daß er weiter nichts als Wahrheit behaupte. Maria die schon durch das Betragen des Grafen in kein geringes Erstaunen gesezt war, ward es noch mehr, da sie unter dem Kontracte die Namen aller derer fand, die sie gebrauchen wollte, den Uebermuth des Grafen zu bestrafen.

Sie wußte daher nicht, was sie unter diesen Umständen thun sollte; denn sie mochte auch eine Parthei ergreifen, welche sie immer wollte, so stand entweder ihre Ehre, oder ihr Leben, oder wohl beides in Gefahr. Sie glaubte daher, daß sie vielleicht mit der Zeit einen Mittelweg zwischen beiden Extremitäten finden würde und in dieser Voraussezzung gab sie ihm zur Antwort: weil die Grossen sich für die Sache so interessirten, wollte sie sich mit ihm vermählen, sobald er sie wieder in Freiheit gesezt hätte, sonst könnte man sagen, sie wäre mit dem Messer an der Kehle ge-

zwungen worden. Seine erste Ehe müßte auch vorher völlig getrennt seyn, damit man nicht sagen könnte, er hätte zwei Weiber.

Diese Erklärung gab dem Grafen neues Leben und neue Fröhlichkeit. Er befolgte also der Königin Befehl, ob gleich ihre Freiheit nur blos dem Scheine nach eine war, sobald sie nach Edinburgh zurükkehrte. An dem Tage ihrer Hinreise gab er den Verschworenen davon Nachricht, damit sie sich in recht starker Anzahl versammlen möchten. Sein Wunsch ward erfüllt, die Königin veränderte zwar den Ort, aber nicht ihre Lage; sie war in der Hauptstadt ihres Reichs eine Gefangene, sah dort den ganzen Adel versammlet, der sich verschworen hatte, ihr ihre Ehre zu rauben. Der Bischof von Orcades, der mit zu den Verschworenen gehörte, hatte ein Zeugniß ausgestellt, daß beide Heirathen des Bothwells mit allen Formalitäten wären für null und nichtig erklärt worden, die arme Königin konnte daher nichts weiter machen, weil hier

Gewalt gebraucht wurde, der sie nichts entgegen sezzen konnte. Das Aufgeboth geschah bei einer stillen Messe und das Vermählungsfest ward ohne alle Feierlichkeiten begangen. Der französische Abgesandte wollte dabei nicht zugegen seyn, ob er gleich vom Bothwell selbst dazu war eingeladen worden.

Kaum war ein Monat nach der Vermählung verflossen, als von den Partheien gewisse fliegende Blätter überall verbreitet wurden, ohngefehr des Inhalts: daß Bothwell den König ermordet, darauf die Königin entführt habe, und sich jezt des kleinen Prinzen bemächtigen wollte, um ihn auch ums Leben zu bringen. Diejenigen, welche von dem ganzen Zusammenhange der Sache nichts wußten, ergriffen die Waffen und erschienen zu Felde, unter der Anführung des Grafen von Morton, um, wie sie sagten, die Königin von der Tirannei des Bothwell zu befreien, obgleich Graf Morton und die andern Anführer den Ehekontract unterzeichnet hatten.

Both-

Bothwell, der entschlossen und tapfer war, warb also, so viel er nur werben konnte, und da alles im Namen der Königin geschah, dauerte es nicht lange, so stellte er eine Armee ins Feld, die weit zahlreicher war, als den Rebellen ihre. Da es ihm etwas leichtes gewesen wäre, ihre Verrätherei zu entdekken, indem er nur bekannt machen durfte, daß er auf ihren Befehl und in ihrer Gesellschaft den Königsmord begangen, so schwieg er doch diesmal, weil er wohl wußte, daß die Königin ihn nicht länger bei sich dulden würde, wenn sie einmal erführe, daß er wirklich in diesem Stük schuldig wäre, und nahm seine Zuflucht zu den Waffen, um sich an diesen Treulosen zu rächen.

Allem Anschein nach behielt die Armee der Königin, da sie sich selbst an der Spizze ihrer Truppen zeigte, die Oberhand, so bald es zum Gefecht kam, welches bald bei Mussleburgh geschehen wäre, wo beide Heere ganz nahe standen. Allein die Verschwornen wollten sich nicht gern

auf den Ausschlag der Waffen verlassen, und lieber bei dieser Gelegenheit zu Betrügereien und List ihre Zuflucht nehmen, so wie sie dies gewöhnlich thaten. Sie schrien so laut, daß man es in dem königlichen Lager hören konnte, sie wollten als getreue Unterthanen mit ihrer Königin nicht Krieg führen, aber sie verlangten Bothwell, den Mörder ihres Königs, den Entführer ihrer Königin, der den kleinen Prinzen in Verwahrung habe, um ihn eben so, als seinen Vater behandeln zu können. Sie schikten den Baron de la Grange als Deputirten an die Königin, zu dem sie, wie sie wußten, ein gewisses Zutrauen hatte, um sie unterthänigst zu bitten, sie möchte ja ihr Interesse von dem Interesse eines Unwürdigen, Verworfenen trennen, der sie entehrt hätte. Einige sagen, er habe ihr gewisse Schriften vorgezeigt, woraus sie unwiderlegbar sehen konnte, daß Bothwell am Morde Heinrichs Schuld sey. Hierzu kamen noch andere Beweise, welche durch die Kunstgriffe der Rebellen ihr waren hinterbracht wor-

worden, welche stets ihre Spione bis ins Kabinet hatten, wodurch sie immer mehr zu glauben anfieng, daß er wirklich dies Verbrechen begangen haben möchte.

Von diesem Augenblikke hatte sie vor ihm einen gewissen Abscheu, und da sie überdies ihren Feinden nicht Gelegenheit geben wollte, über sie zu schreien, verbot sie ihm, ihr nicht wieder unter die Augen zu kommen; er that dies, verlies ihr Zimmer, davon in der Folge noch mehr gesagt werden soll. Der Baron gieng dabei ganz ehrlich zu Werke, indem er nicht wußte, daß man ihn zum Unterhändler eines Kanaillenstreichs brauchen wollte, er bezeugte daher der Königin, wenn es ihr gefällig wäre zur Armee zu gehen, würde sie finden, daß man sie mit Freuden aufnehmen würde, durch welchen Schritt sie die Ruhe ohne Blutvergießen wieder herstellen könnte. Die Verständigsten und Weitsehensten von ihrem Gefolge widerriethen es ihr geradzu mit vielen Gründen, indem sie ihr vorstellten, daß sie

nur leider! zu oft die Treulosigkeit der Anführer erfahren hätte, als daß sie sich jezt der Willkühr derselben überlassen könnte, gerade in dem Augenblikke, da sie die Macht in Händen hätte, sie wegen aller begangenen Verrätheréien zu bestrafen, sie möchte nur das Signal zur Schlacht geben, so würden ihre Truppen, die nie die Absicht gehabt, gegen sie zu streiten, ihre Feinde, an Händen und Füssen gebunden, zu ihr bringen. Dieser Rath war sehr weise und vernünftig, ja man kann sagen, daß dies die einzige Gelegenheit war, wodurch das Glük dieser Königin den Einzang zu ihrer Errettung zeigte, allein sie verschloß ihn selbst zu ihrem größten Nachtheil. Die natürliche Leutseligkeit der Königin, welche zu ihrem eigenen Untergange wirkte, verbunden mit der Bosheit der Gegenparthei, flößte ihr eine gewisse zärtliche Empfindung ein, vermischt mit einer Besorgnis, das Blut so vieler Leute zu vergießen, welche unschuldig anderer Treulosigkeit bezahlen sollten. Diese Vorstellung bestimmte sie, zu der andern

dern Armee zu gehen, in der gewissen Ueberzeugung, daß sie alle Anführer im Augenblikke gewinnen würde.

Allein kaum sahen die Verräther ihre Königin im Lager, als sie sich derselben bemächtigten. Sie waren hocherfreut, daß sie auf die Art alle ihre Wünsche erfüllt sahen; nemlich, die Königin befand sich jezt in ihrer Gewalt, und Bothwell war auf der Flucht begriffen, der dadurch ein Geständnis seines Verbrechens ablegte, dessen man ihm beschuldigen wollte. Nachdem sie ihr zwei Fahnen vorgezeigt hatten, worauf der ermordete König abgemahlt war, und dessen Sohn zu seinen Füssen, wie er den Himmel um Rache anrief, brachten sie sie im Triumph nach Edinburgh, wo sie so mit Staub und Schweis bedekt ankam, daß man hätte denken sollen, sie wäre in Koth gefallen. Sie brachten sie nicht etwan in den königlichen Pallast, im Gegentheil, sie nahmen dort erst alles weg, plünderten alles rein aus und stahlen die

kostbarsten Mobilen, und gaben ihr das nemliche Haus zur Wohnung, wo ihr Gemahl war getödtet worden. Sie brachte die Nacht in dem elendesten Zustande zu, ohne daß man ihr erlauben wollte, daß eine von ihren Hofdamen, oder auch nur Kammerjungfern zu ihr kommen durfte. Den andern Morgen sezten sie die Königin auf ein schlechtes Pferd, welches sie zufälliger Weise auf einer Wiese bei dem Schloß Lochlenin fanden, welches dem Sohne der Mutter des Grafen Murray gehörte.

Da sie sich selbst ebenfalls auf dem Schloß befand, kostete es ihr wenig Mühe, nach dem bekannten so lange tief eingewurzelten Haß gegen sie, nach der Absicht der Rebellen, sie recht schlecht zu behandeln. Tausend Unanständigkeiten und üble Behandlungen mußte die arme Königin bei ihr ausstehen, indem sie ihr unter andern sagte: daß sie die Krone dem Grafen Murray, ihrem Sohne, weggenommen habe, dem sie von Rechtswegen zu-

gehöre,

gehöre, weil sie die rechtmäßige Gemahlin Jakobs des Fünften gewesen, bei dem Maria Guise, ihre Mutter, blos die Stelle einer Koncubine vertreten hätte. Sie wählten gern diesen Ort zu ihrem Aufenthalte, weil dieses Schloß in einem See lag, der sechs Meilen im Umkreis hatte; sie war daher völlig in ihrer Gewalt, ohne daß Jemand mit ihr sprechen konnte, weil dies ihren Absichten gemäs war, indem der französische Gesandte, der doch auf die dringendste Art bat, mit ihr sprechen zu können, dazu keine Erlaubnis erhielt. Nicht besser kann man sich von der Strenge einen Begrif machen, mit der die Königin in ihrem Gefängniß behandelt ward, als wenn man zwei Briefe lieset, welche Maria an Katharinen von Medicis schrieb.

„Madam, ich habe ihren Brief erhalten, worinn sie mich über meine bejammernswürdige Lage trösten, der Ueberbringer ist ins Gefängniß gesezt worden,

und

und befindet sich noch darin. Ich danke Ihnen ganz gehorsamst für Ihre Dienstanerbiethungen, mein unglükliches Schiksal sezt mich ausser Stand, Ihnen etwas anders als meinen guten Willen zu versichern, den ich Ihnen jederzeit bewiesen habe. Es hat mir unendliche Mühe gekostet, diesen Boten abschikken zu können, um Ihnen mein Elend wissen zu lassen, und Sie gehorsamst um Ihr Mitleid anzuflehen. Vornemlich da der Herr von Murray mir als ein Geheimniß entdekt hat, daß einer von den Friedensartikeln, den der König, Ihr Sohn, mit den Rebellen seines Königreichs geschlossen, auch der sey, daß er mich ganz meinem Unglük überlassen sollte. Verschiedene Franzosen sagen es sogar ganz laut, daß der Prinz Conde, und der Admiral ihnen geschrieben hätten, daß ausser solchen Bedingungen gar kein Vergleich statt finden könnte. Allein alles dies kann ich gar nicht glauben, und ich will nächst Gott meine Hoffnung ganz

auf Sie Beide sezzen. Auf den Ueberbringer Dieses können Sie sich, so wie auf mich, ganz verlassen; denn ich darf nichts weiter schreiben, als daß ich Gott bitte, Sie in seinen heiligen Schuz zu nehmen. Aus meinem Gefängniß den lezten Merz. Ihre ganz ergebenste und gehorsamste Dienerin, Maria." Auf dem Briefe stand: „An die Königin von Frankreich, meine geliebte Frau Schwiegermutter."

Der andere war beinahe von gleichem Innhalte:

„Madam, ich schreibe in dem nemlichen Augenblik, als der König, Ihr Sohn, mir durch Ueberbringern Dieses einen Brief schikt, der Ihnen alles sagen wird; denn ich werde so genau von meinen Wachen beobachtet, daß mir keine andere Zeit zum Schreiben übrig bleibt, als wenn sie essen, oder noch besser, wenn

sie

sie schlafen, alsdenn pflege ich wieder aufzustehen, wenn endlich die Mädchens ebenfalls eingeschlafen sind, die bei mir schlafen. Ueberbringer Dieses wird Ihnen von meiner ganzen Lage die nöthige Auskunft geben, belohnen Sie ihn nach Gefallen, wenn Sie mich lieben, zugleich mit denen, die er Ihnen vorstellen wird. Ich bitte Sie alle Beide, sich meiner zu erbarmen, denn wenn Sie zu meiner Befreiung keine Gewalt gebrauchen, werde ich sicher nie aus meinem Gefängniß kommen. Schikken Sie nur Truppen nach Scotland, und alle werden sich gegen Murray und Morton empören, sobald sie sehen, daß Sie sich die Sache angelegen seyn lassen. Trauen Sie in allen Stükken dem Ueberbringer. Ich bitte Gott, daß er Sie mit seiner Gnade überhäufe, und wünsche Ihnen jede Glükseligkeit. Geschrieben in meinem Gefängniß, den ersten Mai ꝛc.“ Das übrige war eben so, wie beim ersten Briefe.

Jedem

Jedem, der hierüber seine Bemerkungen macht, wird es auffallend seyn, daß eine Königin so schreiben konnte; und noch dazu eine Königin, die nicht blos eine von den ersten Kronen in der Welt trug, sondern die auch die nächste Erbin von drei Sceptern auf einmal war. Anstatt aber, daß die strenge Behandlung, welche sie nöthigte eine ihrem hohen Range so unwürdige Sprache zu führen, diese Barbaren erweicht hätte, hielten sie sogar Rath, was sie noch weiter mit ihr machen wollten. Einige trieben die Grausamkeit so weit, daß sie in Vorschlag brachten, man sollte die Königin an ihrem Betthalter stranguliren, und dann das Gerücht verbreiten, sie habe sich selbst umgebracht, aus Furcht man möchte sie durch des Henkers Hand sterben lassen, wodurch den ihr Verbrechen völlig erwiesen seyn würde. Andere, die sich auf Politik gelegt hatten, besorgten, daß diese Barbarei sie der Wuth des Pöbels aussezzen könnte, und sie meinten, daß es am besten wäre hierin nichts eher vorzunehmen

men als bis Murray zurükgekommen wäre. Denn da er der erste Anstifter von allem war, was bis jezt vorgegangen, vermutheten sie, da sich Verräther gewöhnlich auf einander selbst nicht verlassen können, daß, wenn sie die Königin umbringen wollten, Murray ihnen dies sehr übel nehmen würde; ja er würde sie deshalb sicher zur Verantwortung und Strafe ziehen, damit er von sich das Abscheuliche einer so schändlichen Handlung entferne, um den Nuzzen, den er von ihrem Tode ziehen könnte, desto ruhiger und ungestrafter zu geniessen, nemlich die Administration des Reichs, während der Minderjährigkeit des Prinzen, zu verwalten. Er war jezt noch in Frankreich, wo der König, die Königin und die Guisen ihm tausend Schmeicheleien und Liebkosungen machten, um ihn dahin zu bewegen, Marien nüzliche Dienste zu leisten, indem sie nicht wußten, daß er ihr größter Feind war, und daß er sogar mit dem Admiral die Mittel aussönne, die sie sich bedienen wollten, um in diesen unruhigen Zeiten die Krone an sich zu reissen.

In-

Indessen hatte er von Zeit zu Zeit von dem englischen Abgesandten alles erfahren, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war, an dem Elisabeth sogleich einen eigenen Courier abgeschikt hatte, um dem Murray in ihrem Namen zu befehlen, daß er so schnell als möglich nach Scotland zurükkehren sollte, welcher der Königin von England zur Antwort gegeben, daß ehe die Königin nicht aus dem Wege geschaft sey, er keinen Fuß ins Land sezzen würde. Allein Graf Morton und die andern Verschworenen wollten sich nicht mit einem so gräßlichen Verbrechen beflekken, wodurch sie sich nothwendig den Haß des ganzen Volks zuziehen müßten. Daher glaubten sie ein ander Mittel ausfindig gemacht zu haben, Murray zufrieden zu stellen, indem sie seine Ankunft erwarteten. Sie verfertigten eine Akte, worin die Königin sich der Krone begab, zum Besten ihres Sohnes, unter der Regentschaft des Grafen von Murray, und sie überreichten ihr dieselbe zur Unterzeichnung; allein sie antwortete mit sehr

grosser

grosser Standhaftigkeit, daß sie dies gerade nie thun würde, daß sie ihre Krone ihr ganzes Leben behalten und keins ohne das andere verlieren wollte. Da Elisabeth diese Antwort schon wußte, arbeitete sie, unter dem Scheine einer verstellten Freundschaft, an ihrem völligen Untergang; sie schikte ihr einen außerordentlichen Abgesandten, der ihr, als gute Freundin, so nannte sie sich, rathen mußte, sie möchte ja diese Akte unterzeichnen, die ihr nicht zu dem geringsten Nachtheile gereichen könnte, im Gegentheil, wenn sie halsstarrig auf ihrem Sinn bestünde, sezte sie ihr Leben in Gefahr. Einen Augenblik darauf, nachdem sie von Elisabeth diese Nachricht erhalten, trat Milord Lindsay in ihr Zimmer, einer der gröbsten und stolzesten Menschen seines Jahrhunderts, und überreichte ihr, ohne ihr im geringsten den Respect zu geben, den der Unterthan seiner Monarchin schuldig ist, ganz unerwartet die bewußte Akte, mit dem Andeuten, daß wenn sie solche nicht sogleich unterzeichnete, man beschlossen habe, sie durch

andere

andere Mittel dazu zu nöthigen. Umsonst stellte sie vor, daß der Reichsadel nicht das geringste Recht hätte, sie zu dieser Abtretung zu zwingen, daß Murray die Regierung sich anmaßen wollte, und daß ihr Sohn noch nicht zur Regierung fähig wäre, weil er noch nicht ein Jahr alt sey. Lindsay ließ ihr nicht einmal so viel Zeit, daß sie das zu Ende bringen konnte, was sie sagen wollte, indem er mit einem Eidschwur ihr versicherte und sie dabei mit funkelnden Augen ansah, daß wenn sie nicht diesen Augenblik unterzeichnen würde, sie mit ihrem Blute unterzeichnen sollte.

Es ist zu verwundern, daß ihre Standhaftigkeit bei so grossen Unglüksfällen so unerschütterlich fest blieb, und so würde sie auch jezt nicht nachgegeben haben, wenn nicht die Furcht vor dem Tode, noch mehr der Verlust ihres Lebens, ehe sie sich wegen der Verbrechen gerechtfertigt, die man ihr schuld gab, sie bestimmt hätte, die Schrift zu unterzeichnen ohne sich einmal darum zu bekümmern, wie

viel ihr zu ihrer Unterhaltung ausgesezt sey. Sie bat nur, daß man ihr erlauben möchte, ihre Gründe vor den Reichsständen vorzutragen und betheuerte dabei, daß sie sich, so wie der geringste Unterthan, jeder Strafe gern unterwerfen würde, wenn man fände, daß sie am Tode des Königs, ihres Gemahls, auf die entfernteste Art schuld sey. Allein dies war völlig umsonst.

Indessen waren die Rebellen ganz wohl zufrieden, daß sie diese Akte unterzeichnet hatte, weil es nun nicht weiter nöthig war, daß sie sich mit dem Blute ihrer Königin beflekten; noch vor Murrays Ankunft machen sie sich nach Sterling, wo der junge Prinz sich aufhielt, und bedienen sich seiner Unschuld, ihm ein Verbrechen begehen zu lassen, sie krönen ihn zum König, aber blos in der Absicht, ihm nach kurzer Zeit die Krone und das Leben zu nehmen. Sobald Murray die Sache auf den Punkt sah, wie er sie sich nur wünschen konnte, reißte er von Frankreich ab, gerade

rade um die nemliche Zeit, als man ihn festsezzen wollte, auf die Anzeige des Erzbischofs von Glasgow, damaligen scotländischen Abgesandten, welcher angab, daß er ein Verräther sey, der an allen Unglüksfällen der Maria schuld wäre, und so viel er auch dem Könige und seiner Mutter versichert, daß er ihr nüzliche Dienste leistete, verhielt es sich doch gerade alles anders, indem er mit Colignie geheime Verabredungen hielte. Er nahm seine Reise durch England, wo er mit der Königin Elisabeth in Unterhandlung trat, die ihm vier tausend Pfund Sterling jährliche Pension versprach, als welches eben so viel beträgt, als vierzig tausend Livres in Frankreich, oder ohngefähr vier und zwanzig tausend Thaler nach unserm Gelde, und zugleich alle mögliche Hülfe und allen Beistand bei Ausführung seiner Plane.

Gleich nach seiner Ankunft in Scotland läßt er die Stände zusammen berufen, weil er sich sonst keine Gewalt anmaßen durfte

und läßt die von der Königin unterzeichnete Akte bestätigen, er, der mit einem Schwur den Guisen versprochen, die erste ursprüngliche Reichsverfassung wieder herzustellen, und der in dieser Rüksicht auch schon verschiedene Geschenke von ihnen bekommen hatte.

Nach dieser Erklärung der Stände des Reichs war Murray unumschränkter Herr über alles. So wie aber der Ehrgeiz nie Befriedigung genug hat, so war er auch nicht damit zufrieden, in allen Stükken König zu seyn, sondern er wollte auch noch den Namen als ein solcher führen. Er ließ daher ein Gerücht sich verbreiten, daß seine Mutter die wirkliche Gemahlin Jakobs V. gewesen, der ihr die Ehe versprochen hätte, wie man dies in den Registern der Gerichtsbarkeit von St. Andrew nachsehen könnte, die wirkliche Vollziehung der Ehe, welche darauf erfolgt sey, habe die Vermählung gültig gemacht. Allein dieser Streich glükte ihm nicht so, als

er wünschte, denn wenn er wirklich recht gehabt, mußte nicht Maria von Guise blos weiter nichts als eine Konkubine bei ihm gewesen seyn; auch sogar Magdalena von Frankreich, Jakobs V. erste Gemahlin wäre, weiter nichts gewesen; er ergrif daher ein ander Mittel, um zu seinem Zwekke zu kommen. Er ließ durch gedungene und bestochene Leute abermals ausbreiten, daß der junge König kein rechtmäßiger Prinz sey, kein Sohn von Heinrich d'Arlay, sondern von David Rizio, man sey daher gar nicht verbunden, ihn als König zu erkennen, ob sie ihn gleich bereits gekrönt hätten.

Anstatt, daß die Verschworenen hierdurch hätten näher zum Zwek kommen sollen, wurden jezo vielen von den Grossen, und vornemlich den Hamiltons, die Augen geöffnet, daß sie den kläglichen Zustand ihrer Königin und den Uebermuth dieses Bastards sahen. Sie faßten daher den Entschluß, sie von ihrer Knechtschaft zu befreien, es möchte auch kosten

was

was es wollte. Nachdem sie verschiedene Mittel versucht hatten, wovon eins so unkräftig war, als das andere, hatte es ganz den Schein, daß sie wohl nie zum Zwekke kommen würden, wenn nicht diese Schönheit, der sie den größten Theil ihrer Unglüksfälle zuschreiben konnte, mit in die ganze Geschichte einwilligen wollte.

George Douglas, der jüngste Sohn, unter den Kindern der Gräfin von Murray; wohnte mit ihr in dem nemlichen Schloß, worin Maria als Gefangene lebte. Er besuchte die schöne Gefangene oft, mehrentheils aus Mitleiden und Erbarmen, um ihr die Langeweile der Gefangenschaft vertreiben zu helfen. Hier begegnete ihm das, was den jungen Leuten mehrentheils zu begegnen pflegt, wenn sie mit Frauenzimmern umgehen, die darum geboren zu seyn scheinen, um alle Herzen zu bezaubern und einzunehmen. Er empfand Liebe für Maria und zugleich eine sehnliche Begierde, diejenige in Freiheit zu

sezzen,

fezzen, die ihn gefesselt hatte, in der Meinung, daß sie etwas für ihn thun würde, da er alles für sie zu thun bereit war. Zuerst sucht er die Wachen durch seine Freigebigkeiten zu gewinnen, und sucht seinen Vetter, Wilhelm Douglas, der nicht älter als sechszehn bis siebenzehn Jahr war, mit in sein Interesse zu ziehen.

Die ganze Sache konnte nicht so geheim gehalten werden, daß Murray nicht etwas davon erfahren hätte. An der Treue seiner Mutter durfte er nun wohl nicht zweifeln; weil ihrentwegen das Reich geplündert werden konnte; da er aber unter dem Vorwande des grossen Gerichtstages in Glasgow von da nicht gut abkommen konnte, gab er blos Befehl, daß George aus dem Schloße und der Waldung herausgebracht würde; allein dadurch wurde die Sache um nichts besser, sondern sie war vielmehr ein Beförderungsmittel, seinem Zwek näher zu kommen. Denn er sezt nicht blos seine Unterhandlungen mit

der

der Königin, seinem Neveu und den Wachen fort, die er bereits in sein Komplott gezogen hatte, sondern er benachrichtigte auch den Hamiltons, 200 Reuter zu beordern, die sich an einem der zu bestimmten Tage am Ufer des Sees einfinden sollten.

An einem Sonntage, als seine Brüder mit ihrer Mutter zu Mittag speißten, nahm Neveu heimlich die Hausschlüßel von der Seite des ältesten Bruders, wo sie gewöhnlich zu liegen pflegten. Nachdem er die ganze Tischgesellschaft in ihrem Zimmer eingeschlossen hatte, welches von der Königin ihrem Gemach abgesondert war, öfnete er eine kleine Hinterthüre, die nach dem See führte, an dessen Ufer verabredeter maßen eine Barke stand, welche die Königin, ihn selbst und zwei von ihren Kammerjungfern aufnahm. Als sich die Königin bereits im Fahrzeug befand, sprang eine von ihren Kammerjungfern, blos ihr zur Liebe, zum Schlosfenster herunter, ohne sich den geringsten

Scha-

Schaden zu thun. Dieses gute Mädchen konnte wegen einigen Verrichtungen nicht so in der Eil nachkommen, war vergessen worden und fand die Thüre verschlossen, wodurch sie ihrer Gebietherin folgen konnte; sie wählte daher dies desperate Mittel, und es glükte ihr vortreflich.

Sobald die Königin das jenseitige Ufer erreicht hatte, ward sie von 200 Reutern empfangen, welche ihre Ankunft erwarteten, und sie zu dem Grafen Hamilton begleiteten, der nur vier Meilen von Glasgow entfernt war, wo sich Graf Murray noch aufhielt. Ein großer Haufe von Menschen, welche das Gerücht von ihrer Befreiung herbeigezogen, vergrößerte so sehr ihr Gefolge und ihre Begleitung, daß Graf Murray auf den Punkt war, Glasgow zu verlassen und sich nach Sterling zu dem jungen Prinzen zu begeben, um durch dies Mittel vortheilhafte Vergleichsartikel von der Königin zu erhalten.

Auf der andern Seite hatte Maria sich berathschlaget, was sie unter diesen Umständen thun sollte. Alle gaben ihr den Rath, sich Dumbrintons zu bemächtigen, einer sehr wichtigen und unüberwindlichen Festung, bis die Truppen, die ihr noch treu geblieben wären, aus den entlegensten Provinzen des Reichs in der Nähe wären, dann hätte sie, ohne alle Gefahr, ein sehr bewährtes Mittel in Händen, die Rebellen ganz nach ihrem Belieben zu bestrafen. Die Leztern wußten recht gut, daß wenn ihre Armee auch beim Marsch angreifen wollte, sie mit Freuden ein Treffen wagen würden, weil sie des Sieges so gut als gewiß, und ihre Truppen, der Anzahl nach, weit schwächer wären, als der Königin ihre.

Einer von den Verräthern, womit Maria umgeben war, hatte dem Grafen Murray von der ganzen Berathschlagung Nachricht gegeben; zu gleicher Zeit meldete er ihm, daß er sich mit seinen Leuten an einen

gewis-

gewissen Posten stellen sollte, wo die Königin vorbei müßte, mit dem Hinzufügen, daß er gegen den Vordertrupp seine Kräfte vornemlich anstrengen müßte, für das Uebrige wollte er hernach stehen.

Alles geschah so, wie der Verräther es berichtet hatte. Die Königin bricht mit ihrer Begleitung und mit dem Korps auf, daß zu ihrer Bedekkung bei ihr ist, Murray erwartete an dem bestimmten Ort ihre Ankunft und greift ihre Truppen zu rechter Zeit an. Anfänglich that der Vordertrupp grossen Widerstand, daß wenn alle mit der nemlichen Tapferkeit gestritten hätten, oder vielmehr mit gleicher unveränderlicher Treue, die Königin gewiß den glorreichsten und entscheidensten Sieg würde davon getragen haben. Aber die grosse Anzahl von der Gegenparthei stürzte auf die Erstern los, die, weil sie keine Unterstüzung erhielten, alle in Stükken gehauen wurden, worauf die Andern die Flucht ergriffen. Sieben und

vierzig Standespersonen von der Hamilton-schen Familie bewiesen durch ihren Tod auf die ruhmvollste Art, wie treu sie ihrer Königin geblieben. Diejenigen, welche lebendig ihren Feinden in die Hände fielen, wurden als die größten Verbrecher gebunden und geschlossen und äuserst unanständig behandelt.

Sobald die Königin sah, daß die Schlacht verloren war, begab sie sich mit zwei bis drei Schwadronen, die noch übrig geblieben waren, nach den Gränzfestungen ihres Reichs, nach der Seite, wo es an England stößt, ohne anzuhalten, bis sie an Dundrenen kam, wo sie mit ihren Freunden sich berathschlagte, was sie jezt in dieser Lage machen müßte. Verschiedene waren der Meinung, daß sie an diesem Orte bleiben sollte, und versprachen ihr, sie gegen alle Gewaltthätigkeiten von England und Scotland zu vertheidigen, bis ihre getreuen Unterthanen zu ihrer Befreiung herbeigeeilt wären. Andere thaten ihr den Vorschlag, daß sie sich in eine andere

Festung,

Festung, die noch haltbarer sey, als diese, begeben möchte. Noch andere riethen ihr, sie sollte nach Frankreich reisen; sie stellten ihr vor, daß ihr hoher Rang, den sie vormals daselbst bekleidet, ihr Kredit bei ihren Oheimen und die gute Meinung, die man einmal von diesem Reiche habe, daß es immer gern bedrängte Fürsten aufgenommen und unterstüzt, ebenfalls ihr die Versicherung gäbe, daß sie dort lieb und angenehm seyn würde. Allein da sie es nie für ein Glük hielt, wenn sie sich als Werkzeug zum Verderben ihrer Unterthanen brauchen ließ und da sie überdies noch erst in diesem Stük mit ihren Unterthanen eine Verabredung treffen mußte, konnte sie sich alle diese Vorschläge nicht gefallen lassen, ob sie gleich ganz zu ihrem Besten dienten. Sie äusserte, daß sie nirgends in ihrem Königreiche ganz sicher seyn könnte, indem sie nicht wüßte, auf wen sie sich eigentlich verlassen sollte; nie würde sie nach Frankreich ihre Zuflucht nehmen, nie sich entschliessen, als ein Flücht-

ling ohne Flotte, ohne standesmässige Begleitung und einen glänzenden Hofstaat in einem Königreiche zu erscheinen, wo sie ehemals mit so vielem Glanz eine Krone getragen habe. Daher richtete sie ihre Gedanken ganz auf England.

Elisabeth, die unaufhörlich durch List und Freundschaftserweisungen sie getäuscht hatte, schikte auch jezt einen Gesandten an sie, mit der Versicherung, daß sie fortfahren würde, ihr angenehme Dienste zu leisten, und mit dem heiligen Versprechen, wenn sie zu ihr kommen wollte, sie mit bewaffneter Hand auf ihren Thron wieder einzusezzen. Alle Bemühungen des Erzbischofs von St. Andrew, der sie von ihrem Vorhaben abbringen wollte, waren umsonst; er mochte immer tausend Gründe dagegen anführen, es half alles nichts, umsonst warf er sich sogar am Ufer ins Wasser, um ihr Pferd beim Zügel aufzuhalten, als sie durch einen Bach durchreiten wollte, der diese beiden

den Königreiche trennt. Sie wollte sich nun einmal selbst in ihr Unglük hinein stürzen, indem sie sich nicht vorstellen konnte, daß Elisabeth an ihrer Person alle göttliche und menschliche Rechte verlezzen, und der Nachkommenschaft das gefährliche Beispiel geben würde, das ein Prinz nur je geben wird. Welches sie aber doch wirklich that, wie die Folge der Geschichte lehrt.

So traurig auch die Begebenhriten seyn mögen, die wir jezt erzählen werden, muß man sie immer mit wohlriechenden Blumen vergleichen, welche mit Stacheln gleichsam bewaffnet sind, die nicht von ihnen getrennt werden können. Wir werden bald Marien in die Nothwendigkeit versezt sehen, ihre Ehre gegen Scotland zu vertheidigen, um ihr Leben mit England zu streiten, und von Frankteich Lebensunterhalt zu erbetteln. Unterthanen lassen ihre Königin durch die schwärzesten Verläumdungen, welche sich nur die rasende Bosheit erdenken kann, verschreien.

Eine

Eine Verwandtin scheint nach dem Blute ihrer nahen Verwandtin zu dürsten, und das reichste Königreich beinahe in der ganzen Welt, bewilligt, wegen gewisser damaliger unglüklichen Zeitumstände, derjenigen nur eine sehr geringe Pension zu ihrem Unterhalte, der es ehemals seine Krone mit so vielem Vergnügen gab.

Nachdem Maria die scotländischen Gränzen verlassen hatte, schikte sie sogleich einen Edelmann zur Königin Elisabeth, mit dem Zeichen der Freundschaft, das sie von ihr empfangen hatte, und welches man in England Token nennt. Es bestand aus einem Diamantring, den Elisabeth ihr überschikt hatte, als sie von Frankreich nach Scotland zurükreißte, dagegen Maria der englischen Königin ein ähnliches Geschenk verehrt hatte. Beide waren darinn eins geworden, daß wenn eine die andere nöthig hätte, sie nur diese Ringe vorzeigen dürften. Buchanan hat auf den Ring, den Maria

der

der Elisabeth überschikte, ein Epigramm gemacht, welches sich in der Sammlung seiner Gedichte befindet, allein in seiner Geschichte von Scotland erwähnt er kein Wort davon. Dies that er aus keinem andern Grunde, als weil er die Absicht hatte, die Fehler der Elisabeth zu verbergen, deshalb er einen Umstand unmöglich berühren konnte, woraus die Verlezzung aller Treue und alles Glaubens so klar erhellet.

Maria schrieb bald nachher folgenden Brief an die Königin Elisabeth:

„Meine geliebteste Schwester. Ohne Ihnen alle meine Unglüksfälle nach der Reihe zu erzählen, weil sie Ihnen größtentheils bekannt seyn werden, kann ich Ihnen nur blos sagen, daß gerade diejenigen von meinen Unterthanen, denen ich die meisten Dienste und Gefälligkeiten erwiesen hatte, und die mir unendliche Verbindlichkeiten schuldig waren,

sich gegen mich empörten, mich in ein Gefängniß warfen, mit der äußersten Unanständigkeit mich darin behandelten, zulezt mich aus meinem Königreiche vertrieben und mich in diese kummervolle Lage versezten, daß ich nächst Gott blos allein auf Sie meine Hofnung richte. Erlauben Sie mir daher gütigst, geliebteste Schwester, daß ich, je eher je lieber, die Ehre habe Sie zu sehen, und Sie umständlich von meinen Schiksalen und von meiner jezigen Lage unterhalten kann. Indessen bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schuz nehme und mir Geduld und Trost verleihe, den ich von seiner Gnade durch ihre Vermittelung zu erwarten hoffe."

Maria reißte von Dundrenen ab, kam nach Wirkington, dem ersten englischen Ort, von da nach Cokkermuth, von Cokkermuth nach Carlisle, immer auf dem geraden Weg nach London, wo sie die Königin sehen zu können glaubte. Allein Elisabeth dachte

hierin

hierin ganz anders. Gleich nach dem Verlust der lezten Schlacht hatte sie einen Edelmann an Marien abgeschikt, der sie in ihr Königreich einladen mußte, wo sie sich selbst erbot, ihr an der Gränze entgegen zu kommen, indem es vielleicht nicht mehr in ihrer Gewalt stand, an alles Vorhergehende und vornemlich an alle ihre Ränke zurük zu denken, woraus sie ohngefähr hätte schliessen können, was sie in der Folge mit ihr für Absichten hätte. Gleich in ihrer Antwort auf ihren ersten Brief, den sie ihr nach Carlisle schikte, maßte sie sich das Richteramt über ihre Verbrechen an, deren man sie beschuldigte, und wollte ihr keine Freistätte ihrer Unschuld vergönnen; sie bat sie in diesem Schreiben, daß sie gut daran thun würde, sie nicht eher zu besuchen und zu sprechen, bis sie sich gegen sehr viele Beschuldigungen gerechtfertigt hätte, welche ihre Unterthanen gegen ihre Ehre ausstreueten. Nachdem die Königin Maria in Carlisle angehalten, brachte der Lord Scroop mit einemmal einen andern Befehl, indem er dort Leuten

den Auftrag gab, die Königin nach Bolton zu bringen, wo sie Franz Knollis, Gardekapitän, mit einer ansehnlichen Wache bewachte, indem man immer den Vorwand gebrauchte, man müßte sich ihrer Person gegen alle Unternehmungen ihrer Unterthanen versichern, die selbst mitten in England nach ihrem Leben streben könnten. Dieser Gardekapitän behandelte sie bei aller Gelegenheit äusserst grausam und that ihr tausend Schmach an.

Jezt mußte Maria ihre wahre Meinung verbergen, da sie ausser Stand gesezt war, dergleichen schlechte Behandlungen zu verhindern. Sie wußte recht gut, daß sie als eine geborne Königin keinen andern Richter über sich erkennen dürfte, als Gott, von dem alle Monarchen ihre Krone haben, nichts destoweniger merkte sie ganz wohl, daß sie nun einmal die Bedingungen annehmen müßte, die Elisabeth für gut fand, ihr vorzulegen; daher erkannte sie sie für ihren Richter, aus

Furcht

Furcht sie möchte alsdann nicht weiter ihre Parthie halten und ihr noch dazu entgegen seyn. Maria antwortete der Königin von England bald nachher, daß sie sehr gern sie als Schiedsrichterin bei den Mißverständnissen nehmen wollte, die sich zwischen ihr und ihren Unterthanen ereigneten, indem sie ganz überzeugt wäre, daß ihre Unschuld jedem so klar und evident einleuchten würde, daß sie sehr bald zu ihrer Gunst die Würde eines Richters verlassen, und dagegen die einer Beschüzzerin annehmen würde; zugleich müßte sie aber auch unterthänigst bitten, daß sie diese Kommission keinem andern auftragen möchte, sondern diese Würde in eigener Person versehe. Sie stellte ihr vor, daß ihre Würde nicht zu erlauben schien, daß eine Königin vor Andern als eine Angeklagte vor Gericht sich stellte, als vor einer Königin, wie sie; denn die Gottlosigkeit ihrer Feinde hätte einen so hohen Grad erreicht, daß wenn sie erfahren sollten, daß sie sich für einen Gerichtshof fürchtete, würden sie sicher nichts

sparen, ihre Richter zu bestechen. Elisabeth ließ sich, nach ihrer Antwort zu schliessen, diese Bedingungen alle gefallen; durch diese List ward die arme Königin hintergangen, und zerbrach noch ihre lezte Stüzze, woran sie sich hätte halten können.

So bald sie nach England geflohen war, brachten diejenigen von ihren Unterthanen, die ihr treu geblieben waren, von allen Orten eine grosse Menge Menschen zusammen, um ihr damit beizustehen. Unter andern war schon der Graf d'Argyll über den Fluß Dinnone gegangen, an der Spizze von dreitausend Mann und die Hamiltons standen mit einer ähnlichen Mannschaft bei Glasgow bereit, dem allgemeinen Sammelplaz' aller Truppen; die Grafen von Cassilis und von Montgommeri hatten sich hier ebenfalls vereinigt. Auf die Art fühlte sich Graf Murray nicht stark genug, und bat sich von der Elisabeth Beistand aus; er stellte ihr vor, daß alle seine gehabten Bemühungen vergebens

bens seyn würden, wenn sie nicht selbst jezt Hand anlegte. Damit Elisabeth nicht allen Vortheil von ihren Kunstgriffen und Ränken verlieren möchte, schikte sie Jemanden an Marien, um ihr vorstellen zu lassen, wie sehr ihre Unterthanen durch diesen Krieg bedrükt würden, der gar nicht nothwendig wäre, weil sie ihr königlich Ehrenwort von sich gäbe, daß sie mit ihrer ganzen Kriegesmacht ihr zu ihrem Thron beförderlich seyn wolle. Maria traute allen diesen schönen Versprechungen, um Elisabeth zu zeigen, daß sie sich ganz allein auf sie verlassen, und verlangte von keinem andern Hülfe und Beistand, als allein von ihr, sie befahl daher allen Grossen des Reichs, die Truppen wieder auseinander gehen zu lassen. Auf die Art ward Elisabeths Plan ganz erfüllt und alle ihre Absichten hatten den erwünschten Ausgang. So bald Murray sah, daß die der Königin ergebene Diener sich zerstreuten, bediente er sich ihrer Trennung zu ihrem eigenen Untergange, Einige ließ er hinrichten, andere schikte er

ins Exilium, noch andere zwang er, in einem andern Lande eine Freistätte zu suchen, um nur vor seiner Wuth sicher zu seyn. Damit man über sein grausames Verfahren nicht stuzzen sollte, mußte er doch seinem Betragen einen gewissen guten Anstrich geben; er ließ daher denen, die man in Verdacht hatte, als wenn sie um den Tod des Königs wüßten, den Prozes machen, welche auf den Bothwell bekannten, und auf dies Bekenntnis bis auf den lezten Athenzug beharrten. Da er sich aber in einer solchen Verfassung befand, daß er nichts zu fürchten hatte, und alles unternehmen konnte, ließ er von den angeblichen Reichsständen Kommissarien ernennen, um den Verdammnisspruch ihrer Königin bei der Elisabeth recht schnell zu betreiben. Diese Kommission bestand aus dem Grafen von Morton, der den König umgebracht hatte, aus dem Bischof von Orcades, welcher bei der Ehescheidung der ersten Gemahlin Bothwells präsidirt hatte, damit er die Königin heirathen könnte, den Kommandeur von Dum-

fermelin

fermelin, den Baron von Lindsay, Jakob Macgil und Heinrich Balnau, welche alle viere Richter gewesen waren, und die den Bothwell in Absicht des Verbrechens, dessen sie ihn mit der Königin beschuldigten freigesprochen hatten. Sie hatten zu ihrem Advocaten George Buchanan angenommen, welcher, nachdem er bei zwanzig Handwerkern in der Lehre gestanden, endlich Franciscanermönch geworden war und nun diese schöne Laufbahn mit einer Anklage derjenigen krönte, die ihn vom Scheiterhaufen gerettet hatte, da er wegen des Verbrechens der Kezzerei verbrannt werden sollte. Diese Niederträchtigen hatten die Verwegenheit, die Würde als Abgesandten vom König Jakob dem Sechsten anzunehmen, und schämten sich nicht, von einem Kinde den Tod seiner Mutter zu verlangen. Auf der andern Seite übernahmen die Vertheidigung ihrer Königin, der Bischof von Roß, Wilhelm Baron von Levington, Robert Baron von Boidin, Gauvin, Kommandant von Kilvinin, Johann von

Gor-

Gordon und Jakob Cokburn und erschienen bei dieser Gelegenheit für sich und ihre Nachkommenschaft in dem rühmlichsten Lichte, so wie die erstern bei allen künftigen Jahrhunderten als Unwürdige und Niederträchtige.

Maria, die sich von Zeit zu Zeit mit der angenehmen Hofnung geschmeichelt hatte, keinen andern Richter als Elisabeth zu bekommen, indem sie sogar von Tag zu Tage vertröstet wurde, daß sie nun bald vor ihr erscheinen sollte, merkte am Ende doch, daß alle diese Vorspiegelungen blos ein Kunstgriff wären, dessen man sich bediente, um das zu erlangen, was man so gern wünschte. Sie ließ sich zulezt bereden, diejenigen für ihre Richter zu erkennen, welche die Königin dazu ernennen würde. Die englische Königin hütete sich aber wohl, daß die Untersuchung in ihrer Gegenwart vor sich gieng, indem die bündigen Gründe der Maria sie entweder gezwungen, die Angeklagte loszusprechen, oder ihr die Schande zugezogen

hätte,

hätte, daß ihre Bosheit entdekt war, ohne daß sie das Tadelnswürdige der Handlung auf ihre Räthe schieben konnte, wie sie es gewöhnlich zu machen pflegte, wenn sie etwas Ungerechtes begieng, wozu Verdacht oder Politik sie antrieb. Ueberdies konnte Maria eine grosse Menge Briefe vorzeigen, worinn ihr alle gute Aufnahme und Behandlung ganz heilig zugesichert ward, und sie damit der offenbarsten Treulosigkeit überführen. Nachdem sie zur Entschuldigung ihres ungerechten Verfahrens so viele Gründe angeführt hatte, so viel man nur anführen kann, wenn man keinen rechtmässigen, auch nicht einmal wahrscheinlichen weis, ernannte sie an ihre Stelle zu Kommissarien, Thomas Howard, Herzog von Nordfolk, Thomas Ratcliff, Graf von Sussex, und den Chevalier Rudolph Sadler, welche nach York reisen mußten, weil dort dies merkwürdige Gericht sollte gehalten werden. Indessen sezte Graf Murray ein Mistrauen in die Geschiklichkeit oder vielmehr in die

abge-

abgefeimteste Bosheit der angeblichen Deputirten des Königs, und da er sich nur allein auf sich selbst verlassen zu können glaubte, reißte er auch dorthin, unter dem Vorwande, als wenn er Elisabeth Rechnung ablegen wollte, was er in England ausgerichtet hätte. Der Baron von Levington begleitete ihn, den er aber hintergieng, indem er ihn überredete, daß er blos in der Absicht die Reise vorgenommen, um einen guten Frieden zu vermitteln; da aber der Baron sah, daß sein ganzes Betragen dem entgegen war, verlies er ihn nicht blos, sondern er trat auch auf die Seite der Königin, und bewies sich beständig als ihren eifrigsten Vertheidiger.

Sobald Maria in England war, sah man sie nach der Flucht des Bothwell, verbunden mit allen den Gerüchten, die ihre Feinde von ihrer Heirath aussprengten, als eine Wittwe an, um die man sich bewerben kann. Graf von Leicester, dem Elisabeth

beth ehemals einige Hofnung zur Vermählung gegeben hatte, konnte sich nicht enthalten unter solchen Umständen seinen alten Wunsch wieder zu erneuern, indem er glaubte, daß ihre Unglüksfälle und das Bedürfniß, das sie als Königin hatte, nebst der gänzlichen Ueberlassung aller Regierungsgeschäfte, sie zu seinen Absichten stimmen würde. So bald daher Elisabeth mit dem Grafen von Leicester von der Königin von Scotland sprach, äusserte er ein gewisses Mitleiden, welches um desto mehr zu bemerken war, seitdem die Erinnerung an die ehemahligen Auftritte bei ihm eine ganz entgegengesezte Wirkung hervorgebracht. Elisabeth, die gewis die verschlagenste und klügste Frau ihres Jahrhunderts war, bemerkte augenbliklich des Grafen Gesinnung, welches noch mehr den Haß vermehrte, den sie einmal gegen diese Königin trug. Daher kam es, daß als der Herzog von Nordfolk, ihr die Neigung des Grafen entdekte, sie ihn zum Präsidenten des grossen Gerichts ernannte, das über

die

die Königin Maria sprechen sollte. Sie konnte sich leicht einbilden, daß die Eifersucht des Herzogs über die Macht des Grafen, die Furcht, daß er dereinst die englische Krone durch Mariens Vermählung erben könnte, ihn zu ihrer Verdammung bestimmen würde. Allein sie betrog sich gewaltig bei diesen Maasregeln, die Liebe zeigte sich bei dieser Gelegenheit in ihrer ganzen Stärke, sie nahm die Parthei der Unglüklichen, und erkannte sie für unschuldig, anstatt sie zu verdammen. Der Herzog, der in der Provinz von England, die an Scotland gränzt, Gouverneur war, hatte der Königin Maria bei ihrer Durchreise durch sein Gebiet seine Aufwartung gemacht. Ihre damalige höchst unglükliche Lage hatte zu ihrer natürlichen Schönheit gleichsam noch neue Reize hinzugefügt, sie kam ihm so reizend, so liebenswürdig vor, daß er seine Höflichkeit ohnmöglich auf einen einzigen Besuch einschränken konnte, ob er gleich seine Gebietherin, die Königin Elisabeth, in diesem

Stükke

Stükke sehr wohl kannte, daß sie bei jeder Gelegenheit mistrauisch und eifersüchtig im höchsten Grade war. Obgleich diesmal diese Unterhaltung nicht den geringsten Einfluß auf Elisabeth hatte, desto größern Einfluß hatte sie aber auf ihn selbst. Das Mitleiden, die wahre Theilnahme, die er an dieser schönen Unglüklichen hatte, ward durch Liebe unterstüzt, und diese Liebe durch Ehrgeiz unterhalten und vermehrt. Wie wenig er sich seine Leidenschaft merken ließ, kann man schon daraus schließen, daß Elisabeth ihm eine so wichtige Kommission auftrug, und daß er sich bei dieser Gelegenheit besser verstellen konnte, als der Graf von Leicester.

Sobald der Herzog mit den übrigen Kommissarien in York angekommen war, überreichten zuerst die Deputirten der Königin von Scotland ein Vertheidigungsschreiben ihrer Monarchin. Es wurde darin vorgestellt, daß nachdem Graf von Morton und die andern Aufrührer gegen die Köni-

gin eine Armee zusammengebracht, sie in ein Gefängniß geworfen, daselbst höchst unanständig behandelt, und darauf Graf von Murray die Regierung an sich gezogen und als unumschränkter Herr das Land beherrscht hätte; habe die Königin Gelegenheit genommen, aus dem Gefängniß zu entkommen, sey aber nach einem zweiten Verlust ihrer Armee genöthiget worden, in England eine Freistätte zu suchen. Einige Tage darauf gaben die sogenannten Deputirten des jungen Prinzen einen Aufsaz ein, der ganz mit Verläumdungen angefüllt war, welche die Ehre der Königin betrafen. Sie beschuldigten sie unter andern Verbrechen, daß sie den König Heinrich durch Bothwell habe umbringen, ihn darauf entwischen lassen, und zulezt geheirathet hätte. Sie giengen sogar soweit, daß sie sagten, die vornehmsten des Reichs hätten deshalb die Waffen ergriffen, um die Ermordung ihres Königs zu bestrafen, und um das Leben des jungen Prinzen zu retten, das jezt nicht mehr in Sicherheit wäre.

Sie hätten deshalb die Königin ins Gefängniß sezzen lassen, weil sie dem Bothwell befohlen, sich nie wieder vor ihr sehen zu lassen, nachdem man ihn strafbar gefunden, und sie allen diesen Herren bei schwerer Strafe Stillschweigen aufgelegt, sey man zu diesem strengen Mittel genöthiget worden, um sie ausser Stand zu sezzen, ihnen Schaden zu thun. Am Ende sagten sie noch, daß sie die Königin zum Besten ihres Sohnes von der Regierung ausgeschlossen hätten, der auch schon unter der Regentschaft des Grafen von Murray zum Könige gekrönt wäre, und da der Graf die gute Ordnung in allen Geschäften wiederhergestellt, auch dem Reiche Frieden verschaft hätte, wäre es nothwendig, wenn man anders das Wohl und das Beste von Scotland wünsche, die Lage der Sache so zu lassen, wie sie einmal wäre, indem man die Absezzung der Königin für gültig erklärte.

Alle diese Beschuldigungen und Verläumdungen wurden von den Deputirten der Kö-

nigin sehr bündig und gründlich widerlegt, indem sie zeigten, daß sie es wären, die den König durch Bothwell hätten umbringen lassen, und hernach Marien, mit dem Messer an der Kehle, genöthigt, ihn zu heirathen, man dürfte nur zwei gesunde Augen haben, um den äußersten Grad der Bosheit bei diesen Rebellen zu bemerken. Der Herzog von Nordfolk sah, nächstdem was er für die Königin empfand, auch ihre Unschuld vollkommen ein, und es schien das die Ehre sowohl, als Liebe und Ehrgeiz ihn bestimmen müßten, ihr bei dieser wichtigen Sache nüzliche Dienste zu leisten. Allein dies war wahrhaftig keine Kleinigkeit; denn das Unglük dieser unglüklichen Königin war so groß, daß obgleich ihre Richter die Macht hatten sie zu verdammen, so hatten sie doch keine, sie loszusprechen. Sie wußten, daß Elisabeth, auf deren Veranstaltung die ganze Tragödie gespielt war, die Richter zugleich zu Henkern bestellt hatte, daher kam es, daß sie Mariens Leben nicht retten konnten, wenn

sie

sie ihr eigenes nicht in Gefahr sezzen woll-
ten. So wie die Liebe immer erfinderisch ist, fand diese Leidenschaft auch diesmal ein Mittel, den Herzog von Nordfolk aus beiden Abgründen zu retten.

Die angeblichen Deputirten des jungen Königs hatten immer stärkere und gräßlichere Verläumdungen gegen die Königin vorgebracht, aber bis jezt noch nicht das geringste erwiesen; aus diesen ungegründeten Anklagen wollten sie beweisen, daß man ihr die Krone nehmen müßte. Der Herzog befahl ihnen die Gründe anzugeben, welche diese Anklagen rechtfertigten, und woraus man sehen könnte, daß sie Recht hätten, solche Gewaltthätigkeiten gegen ihre Monarchin zu gebrauchen. Da man nun keine vorbringen konnte, deren Falschheit nicht sogleich in die Augen fiel, war der Graf von Murray, der aus der Miene des Herzogs, womit er diese Frage that, sogleich merkte, welche mächtige Triebfeder ihn so handeln ließ, im

Augenblikke darauf bedacht, ihm das ganze Erkenntniß in dieser Sache zu nehmen. Da er von den Absichten der Königin unterrichtet zu seyn glaubte, wollte er diese nicht erreichen helfen, indem er behauptete, eine so wichtige Sache müßte in aller Form entschieden werden, in der bis jezt alles ohne Form gegangen war. Indessen konnte er hierin keine prophetische Kraft besizzen, wobei er sein eignes ganzes Glük zum Besten und zur Rettung einer Unschuldigen und Unbekannten aufopferte. Die Treulosigkeit, die dem Grafen angeboren war, verstattete ihm nicht, das Gewissen bei einem Hofmanne für wichtiger zu halten, als den Willen seiner Königin und Gebietherin. Sobald es ihm einfiel, daß der Herzog die Königin Maria bei ihrer Reise durch England gesehen, verschwanden ihm mit einemmale alle Zweifel und Bedenklichkeiten, und er errieth das, was wirklich wahr war. Da es ihm nicht gleichgültig war, in der Person des Herzogs einen unbescholtenen Richter zu finden, der

seiner

seiner Parthei nicht zugethan war, so mußte er auf Mittel bedacht seyn, andere Richter an die Stelle der jezigen zu sezzen, damit die Sache nicht zu weitläuftig würde. Er stellte daher dem Gerichtshof vor, daß er nicht eher die Beweisgründe der genannten Beschuldigungen vorlegen würde, bis die Richter im Namen der Königin Elisabeth versprächen, Marien ganz zu verlassen und den jungen Prinz in Schuz zu nehmen.

Diese Chikane war lächerlich, allein wenn sie auch noch weit lächerlicher gewesen wäre, als sie wirklich war, so brachte sie doch die Wirkung hervor, die er davon erwartete; denn so wie der Graf sehnlichst wünschte dem Herzog das Erkenntnis in dieser Sache zu nehmen, eben so sehr wünschte der Leztere, daß man sein richterliches Amt einem andern übertragen möchte. Sobald die Richter dagegen vorstellten, daß es nicht in ihrer Macht stünde, der Königin Elisabeth das zu versprechen, was der Graf Murray ihnen befehle,

fehle, schikte man von beiden Seiten einen Deputirten an die Königin, um ihren Willen zu erfahren.

Graf Murray begleitet seinen Deputirten unter einem unbedeutenden Vorwande, er erhielt dadurch wirklich andere Komissarien, welche Elisabeth sogleich ernannte, sie hießen: der Kanzler Bacon, die Grafen von Arundel, von Leicester und von Clinton, Admiral des Reichs. Murray zeigte ihnen darauf verschiedene Briefe und Liebesgedichte vor, worin so gar einige Lästerungen enthalten waren, wovon er vorgab, daß Maria sie an den Bothwell geschrieben hätte, ferner drei Ehekontracte, mit dem nemlichen Bothwell gemacht; den einen noch bei Lebzeiten König Heinrichs und den andern unmittelbar nach seinem Tode, und den dritten, als sie sich mit ihm vermählte und verschiedene andere Dinge, welche sich Buchanan alle erdacht hätte. Hierauf antworteten die Deputirten der Maria ganz vortreflich, daß man deutlich

lich sehen könnte, Murray habe die Handschrift seiner Königin nachgemacht; hierzu kamen noch unendliche Widersprüche, die sich beinah auf allen Seiten in den Akten zeigten, und sie ward von allen Verbrechen losgesprochen, der sie beschuldigt ward.

Als Graf Murray merkte, daß auf diesem Wege seine Königin nicht könnte zu Grunde gerichtet werden, versuchte er es auf einem andern. Er errichtete mit dem Grafen von Leicester, dem großten Favoriten der Elisabeth die vertrauteste Freundschaft und entdekte ihm den ganzen Plan seiner Gebietherin in Absicht Mariens, daß sie einmal beschlossen hätte diese Königin zu Grunde zu richten, um welchen Preis dies auch immer geschehen sollte. Er sezte hinzu, daß er wohl ein Mittel wüßte, wenn er ihm nur dabei dienen wollte und zugleich entdekte er ihm die Liebe des Herzogs von Nordfolk. Der Graf, bei dem der Ehrgeiz eine weit grössere Wirkung that, als das Mitleiden über die Unglüks-

glükfälle der Maria, sah aus dieser Erzählung, daß er an die leztern nicht weiter denken müßte, indem es ihm keine geringe Freude machte, daß er ein Mittel in Händen hatte, den Herzog zu stürzen, dessen Grösse der seinigen so vielen Schatten machte, und daß er sich zugleich wegen der Verachtung der Maria rächen könnte, die sie gegen sein Ansuchen geäußert; daher versprach er dem Grafen Murray alles, was er nur wollte. Sobald er hoffen konnte, den Grafen ganz in sein Interesse gezogen zu haben, besuchte er einmal den Herzog, und nach vielen gleichgültigen Gesprächen kömmt er auch auf die Königin Maria zu sprechen, daß auf keine andere Art dem Unglükke dieser armen Königin ein Ende gemacht werden könnte, als wenn sie sich mit einem vornehmen Herrn aus England vermählte, dessen Vermögen den Wünschen der Königin Elisabeth entspräche, indem sie nicht wünschte, daß ihre Cousine etwas gegen ihr Interesse unternähme. Und um diesen Betrug noch besser

zu

zu verbergen, sezte er noch hinzu, daß ihm keiner dazu geschikter zu seyn scheine, als der Graf von Leicester, ein so großer Günstling von der Elisabeth, sie würde sich sehr freuen, ihn auf dem Throne und ihn einen Plaz einnehmen zu sehen, der ihr so manches Mistrauen verursachte; er bat ihn, daß er ihm bei diesem Geschäfte Dienste leisten, und bei der Vermittelung eines dauerhaften Friedens, nach so vielen unruhigen und tumultuarischen Jahren, freundschaftlich die Hände bieten möchte.

Die Liebe hatte den Herzog von Nordfolk gleichsam verblendet, so daß er nicht einsehen konnte, daß ein Mann, der erst vor kurzen so viel Treulosigkeit gegen seine Königin bewiesen, sich mit einemmale so ganz sollte verändert, und die reine Absicht haben ihr zu dienen, glaubte ihm alles auf sein Wort. Diese ganze Unterredung that auf den Herzog die nemliche Wirkung, die sie auf einen Mann haben würde, den man den Vor-

schlag thäte, ein Frauenzimmer mit einem Andern zu verheirathen, die er selbst sterblich liebte. Nachdem er daher eine ziemlich verworrene Antwort gegeben, woraus der Graf den Erfolg seines Plans sehr bald sehen konnte, gab er ihm zu verstehen, daß die Königin Maria sich wohl nicht sobald entschließen würde, den Grafen zu heirathen, da sie ihn sogar schon einmal ausgeschlagen; ihre Ehre erforderte es, daß sie sich jezt in gar kein dergleichen Eheversprechen einließe, weil dies nur zu leicht den Anschein von Zwang und Gewaltthätigkeit haben könnte, und überdies wäre er von Geburt nicht von dem hohen Range, daß er auf eine so ansehnliche Parthie Anspruch machen könnte.

Murray versezte, daß wenn er, der Herzog, etwan selbst Neigung zu ihr hätte, wäre keiner bereitwilliger ihm in diesem Stükke nüzliche Dienste zu leisten, da er unter den Grossen in England der mächtigste und angesehenste wäre, und er besäße gerade

alle

alle die erforderlichen Eigenschaften, Gemahl einer Königin von Scotland zu werden, die dereinst Elisabeth beerbte. Er wäre zuerst in einem Lande geboren, wo die Gesezze einem Fremden verböten, eine Krone zu tragen; er wäre im Besiz so vieler Güter, hätte so viele Verwandte und Freunde, daß er selbst von Seiten der Königin Elisabeth nicht das geringste zu befürchten hätte; und endlich da er eine Tochter hätte, die mit dem Prinzen von Scotland beinahe von gleichem Alter wäre, so wäre es zu noch größerer Sicherheit sehr rathsam, eine doppelte Heirath zu stiften. Er schloß mit der Erinnerung, daß nachdem Maria, ein Kind, einen Narren und Rasenden geheirathet hätte, müßte sie sich schlechterdings noch einmal verheirathen, damit sie sagen könnte, sie habe noch zulezt einen Mann geheirathet.

Es war wirklich nicht eine so große Leidenschaft erforderlich, als der Herzog schon hatte, um ganz in Feuer und Flamme zu gerathen. Aus Danksagungen bestand seine

ganze

ganze Antwort, und sie bewiesen dem Grafen mehr als alles, daß sein Unternehmen über alle Erwartung glüklich ausgeschlagen war. Dies war der erste Schritt, und es fehlte blos noch, daß Maria daran Antheil nahm, so zog ihr dies den völligen Ruin nach. Er that ihr durch einen, Namens Melvin, zu wissen, daß wenn sie eine vornehme Standesperson aus England heirathen wollte, würde er sie sogleich in sein Reich wieder einsezzen. Maria, die zu gut den Grafen kannte, ließ sich nicht gleich in seine Nezze fangen, sie gab ihm daher die Antwort: daß sie ihre Befreiung von ihrer lieben Schwester, der Königin von England, erwarte. Dies schrekte den Grafen noch nicht völlig ab; als er aber sah, daß der Bischoff von Roß, Agent der Maria, sich ganz im Dienst seiner Gebietherin aufopferte, hielt er es hier für das Beste, auch ihn zu betrügen, zu dem Ende bezeugte er ihm, daß er gegen seine Königin blos aus dem Grunde feindselig behandelt habe, weil er

geglaubt,

geglaubt, daß sie an der Ermordung ihres Gemahls Schuld wäre; allein jezt, da er nun ihre Unschuld eingesehen, wäre er bereit ihr in allen Stükken zu dienen, und sie aus der schlimmen Lage zu bringen, worin der Haß der Königin sie noch lange erhalten könnte. Er hätte nemlich ein sehr gutes Mittel erfunden, welches darin bestünde, daß die Königin den Herzog von Nordfolk heirathete, mit dem er schon vorläufig darüber gesprochen, und ihn sehr geneigt gefunden hätte, alles für ihm in diesem Stükke zu unternehmen.

Der Bischoff glaubte dem Grafen alles, was er ihm sagte, weil er sich ohnmöglich vorstellen konnte, daß er mit Mariens Feinden gemeinschaftliche Sache machen und an ihr ein Verräther werden würde, nachdem er mehrmalen bewiesen, wie sehr er für ihr Interesse sorge, wie sehr er sich ihrer Sache annehme, daß auch der Bischoff zur Königin Elisabeth einmal ganz öffentlich sagte,

so

so lange der Herzog lebte, würde die Königin Maria an ihm immer einen Vertheidiger haben. Der Bischoff glaubte, wenn er mit dem Herzoge von Nordfolk darüber würde gesprochen haben, könnte es weiter keine Schwierigkeit kosten, daß er sich zum Vermittler zwischen dem Grafen von Murray und seiner Gebietherin verstünde und die völlige Aussöhnung zwischen beiden übernähme.

Indessen wollte Murray bei seinen Kabalen ganz sicher gehen, und glaubte daher zur Erreichung seiner Absichten mehr als ein Mittel nöthig zu haben, zu dem Ende ließ er durch seine Anhänger ein Gerücht verbreiten, daß die Königin Maria alle ihre Gerechtsame sowohl auf Scotland als auf England an Heinrich Valois, Herzog von Anjou, abgetreten, und daß selbst der Hof zu Rom in diese Abtretung gewilliget habe. Elisabeth, welche so wie jeder andere von der Ursache dieses Gerüchts nichts wußte, ward darüber gewaltig aufgebracht; und ihre

Furcht ward dadurch noch weit mehr vergrößert, als ihr auf Veranstaltung des Grafen Murray, unvermuthet ein Brief in die Hände kam, den der Graf im Namen der Königin Maria hatte schreiben lassen. Er war an ihre Unterthanen in Scotland gerichtet, sie stellte darin unter andern Klagen ihre schlimme Behandlung vor, tröstete sich aber damit, daß sie bald von einem andern, als von der Elisabeth Unterstüzzung und Hülfe bekommen würde.

Die englische Königin ward hierüber in die größte Unruhe versezt, weil sie sich nicht vorstellen konnte, von wem diese Hülfe kommen sollte. Von Seiten Frankreichs hatte sie nichts zu befürchten, indem König Karl der Neunte an sie einen ausserordentlichen Abgesandten geschikt, daß er sich in die Unruhen ihres Reichs nicht mischen würde, weil er genung mit seinen Nachbarn zu thun hätte. Der Herzog von Alba, der im vorigen Jahre so unglükliche Kriege gegen die

Rebellen in den Niederlanden führte, war dadurch ausser Stand gesezt, in langer Zeit etwas zu unternehmen. Als die Königin Elisabeth zwischen Furcht und Hofnung schwebte, worein sie Graf von Murray blos deshalb gestürzt hatte, um sie bald davon auf eine Art zu befreien, wodurch er seinen Plan immer schneller auszuführen glaubte, suchte der Graf von Leicester seine übernommene Rolle zu spielen, und den Herzog von Nordfolk auf eine solche Art zu verbinden, daß er weder zurüktreten, noch ihm vor alle Gefahr stehen konnte. Nach Endigung des ersten Akts, tritt ein gewisser Throgmorton auf die Bühne, um auch eine Rolle zu spielen, wie wir gleich hören werden.

Dieser Mann wird auf sein Ersuchen beim Herzog vorgelassen; er entdekt ihm, als ein wahrer und redlicher Freund, allein als ein tiefes Geheimnis, er wollte ihm, da er wüßte, daß er an eine Vermählung mit der Königin von Scotland dächte, im Vertrauen sagen, daß er an den Grafen von Leicester einen

viel-

vielvermögenden Nebenbuhler habe, indem es ganz das Ansehen hätte, daß die Königin den Grafen ihm vorziehen würde, er thäte also am besten, wenn er die ganze Sache nicht weiter betriebe, weil er dadurch doch nur den Verdacht der Königin Elisabeth vergrössern würde, ohne weiter einigen Vortheil davon zu ziehen. Dem Herzog fiel diese dreuste Anrede sehr auf, und da er den Throgmorton stark in Verdacht hatte, als wenn er ihm blos ausfragen wollte, leugnete er, daß er je an eine solche Verbindung gedacht habe, und gab ihm zu verstehen, daß der Graf sehr leicht in seinem Gesuch glüklich seyn könnte, vornemlich wenn diese Verbindung mit Erlaubnis der Königin Elisabeth geschähe, ohne deren Rath er wohl schwerlich in einer so wichtigen Sache etwas vornehmen würde.

Als der Graf von Leicester sah, daß er sich auf die Art nicht umstimmen ließ, gieng er nach Verlauf von einigen Tagen, selbst zu ihm. Er sagte ihm mit einer sehr offen-

herzigen und aufrichtigen Miene, daß er freilich anfänglich selbst an die Königin von Scotland gedacht, er hätte sie aber bei seinem Antrage sehr kalt gefunden, welches er sich auf die Art erkläret, weil der Herzog, wie man ihm gesagt, ihr bereits Heirathsvorschläge gethan, er hielte sich daher für verbunden ihm zu sagen, daß er bei der Königin Maria in sehr grossen Gnaden stünde, daß er alles anwenden würde, ihn bei diesem Geschäft nüzliche Dienste zu leisten, und selbst bei der Königin Elisabeth die Sache von der besten Seite vorzutragen.

Der Herzog glaubte in allem Ernst, daß er aus einen gewissen verliebten Groll eine solche Sprache führte; daß also hierbei nicht die geringste Gefahr zu befürchten sey, vornemlich wenn er die Einwilligung seiner Königin ihm auswirkte, welche bei dieser ganzen Sache gerade das allerwichtigste war; so konnte man ihm in mancher Rüksicht nicht verdenken, daß er dem Grafen eben so offen-

herzig seine Lage mit der Königin Maria entdekte, und sogar die Verabredungen ihm nicht verschwieg, die er mit dem Grafen von Murray dieserhalb schon gemacht hatte. Der Graf von Leicester bekräftigte ihm alle Versprechungen, die er ihm bereits schon gethan hatte, und sezte noch so viele andere Freundschaftsversicherungen und Angelobungen von Dienstleistungen hinzu, daß der Herzog ihn für einen ehrlichen Mann halten mußte.

Auf die Art zweifelte der Herzog keinen Augenblik länger an dem glüklichen Fortgange seiner Wünsche, er schrieb über diesen Punkt an die Königin Maria als von einer Sache die schon längst abgethan wäre, und erlangte sogar Vergebung des Grafen von Murray von ihr, weil er doch das Werkzeug ihrer Vermählung und zugleich Befreiung geworden.

Man kann sicher auf die Güte des Herzens schliessen, wenn man die Bubenstükke

anderer

anderer nicht sogleich glaubt; daher kam es daß die Königin, an alle dem, was Graf von Murray für sie gethan haben sollte, nicht im geringsten zweifelte und zu ihm ein so großes Zutrauen hatte, daß sie ihn mit Briefen nach Scotland an ihre Lieutnants schikte, welche insgeheim ihre Parthie gehalten hatten. Sie befahl ihnen, daß sie sogleich die Waffen niederlegen und alles thun sollten, was ihnen der Graf von Murray befehlen würde.

Vor seiner Abreise gab der Graf von Murray dem Grafen von Leicester die nöthigen Instruktionen, wie er sich in seiner Abwesenheit zu verhalten habe, daß er vornemlich der Königin Elisabeth nichts von seiner Heirath mit dem Herzoge von Nordfolk entdekken müßte, die Sache wäre noch nicht so weit, daß sie glauben könnte, dies sei die lezte Bedingung, indem beide Theile dächten, sie hätten bereits ihre Einwilligung, da doch dies in ihren Augen ein Verbrechen wäre.

Der Herzog, durch den Grafen von Leicester eingeschläfert, der sich ganz nach seinen Vorschriften richtete, und ihn immer durch manche Entschuldigungen vertröstete, suchte seinen Plan auszuführen, nicht als Weltmann, der ein so wichtiges Geschäfte betrieb, wovon sein ganzes Glük, oder sein ganzes Unglük abhieng, sondern als verliebter Gek. Er schrieb alle Tage an die Königin Maria Briefe, welche diese Leidenschaft athmeten und erhielt dagegen Antwortschreiben, wie er sie nach seinem Range und Ehrgeiz erwarten konnte. Da der Herzog und der Graf von Murray der Königin Maria versichert hatten, daß sie nichts vornehmen, als was mit Bewilligung der Königin Elisabeth geschähe, beobachtete sie bis dahin nicht die nöthigen Maasregeln, bis sie an die Staaten von Scotland geschrieben hatte, um ihre Ehescheidung mit Bothwell zu erlangen, indem sie behauptete, daß er sie betrogen habe, und daß die Trennung beider Ehen des Grafen nicht gültig wäre. So bald Elisabeth hier-

hiervon Nachricht bekam, machte sie sich darüber mancherlei unruhige Gedanken; sie ließ zu dem Ende ihre Gefangene mehr als gewöhnlich beobachten, man bemerkte sehr bald, daß immer Leute des Herzogs beim Bischof von Rosse, den Gesandten dieser Königin, ab- und zugiengen. Das war noch nichts, es kamen sogar sehr viele Grosse des Reichs in Verdacht, als wenn sie mit in diesem Komplott verwikkelt wären, und sehr oft um geringer Ursachen.

Der Herzog fuhr indessen fort seine Rolle zu spielen, oder vielmehr den Verliebten zu machen. Ja es kam mit der ganzen Sache so weit, daß der Ehekontrakt bereits aufgesezt, der Königin Maria vorgelegt und von ihr im Monat Mai im Jahr 1568 unterschrieben ward. Die Heirathspunkte enthielten folgendes: sie wollten gegen die Königin Elisabeth nichts Feindseliges vornehmen, so wenig gegen die Kinder, die sie etwan noch haben könnte, in Absicht der Nachfolge von England;

land; es sollte ein offensiv und defensiv Bündnis zwischen beiden Königreichen statt finden; sie wollten der protestantischen Religion Gewissensfreiheit verstatten; sie machte eine allgemeine Amnestie allen ihren Unterthanen bekannt, die in ihrem Dienst gegen sie die Waffen geführt, sie widerrief die Abtretung aller ihrer Rechte an den Herzog von Anjou und würde den Herzog von Nordfolk heirathen. Maria versprach, alle diese Artikel zu unterzeichnen, doch was den Artikel eines Bündnisses zwischen den beiden Königreichen beträfe, könnte sie nicht eher darein ihre Einwilligung geben, bis sie nicht Frankreich darum befragt hatte.

Doch indessen sie noch über diesen Punkt streitig sind, entdekt Elisabeth die ganze Intrigue. Entweder weil sie, wie es höchst wahrscheinlich ist, die Abreise des Grafen von Murray erfahren hatte, oder weil die Kammerfrauen der Maria das Geheimnis nicht bei sich behalten, so wie verschiedene

Schrift-

Schriftsteller bemerken. Sie wußte den Herzog, als er einmal im Pallast von Westmünster war, ganz verblümt, nur mit einem einzigen Wort darauf aufmerksam zu machen. Sie sagte zu ihm, er sollte sich wohl vorsehen, auf welches Polster er sein Haupt legte. Damals war der Graf von Leicester unpaß oder stellte sich wenigstens so; er erfuhr aber sogleich, daß die Königin von dem ganzen Handel wußte; sobald er die Königen nach diesem Vorfall das erstemal wieder sah, ward er blutroth im Gesicht, aus Furcht sein Stillschweigen hierüber möchte ihm als Verbrechen ausgelegt werden. Die Königin Elisabeth bemerkte diese Veränderung und bemühte sich, ihm durch gewisse Gespräche wieder aufzuheitern, welche die untrüglichsten Beweise waren, daß sie gar nicht auf ihn böse sey. Der Graf nahm hierauf Gelegenheit, ihr alles, was diese Geschichte betraf, nach den geringsten Umständen zu erzählen. Er stellte ihr vor, daß er alles, was er hierin gethan oder unterlassen hätte, blos auf Befehl des Grafen

fen Murray geschehen sey, sie würde ihm daher gewis seinen Fehler vergeben, wenn er etwan zu lange gezaudert, ihr dies Geheimnis zu entdekken.

Elisabeth wunderte sich gewaltig, daß alles schon so weit gekommen sey, ohne daß sie das geringste davon wußte, sie vergab dem Grafen desto eher, da er schon von ihr eine alte Liebschaft war, und sie nur noch blos auf eine schikliche Gelegenheit wartete, sich mit ihm vermählen zu können. Sie stellte ihm in einem so sanften, so zärtlichen Ton das Unrecht vor, das er offenbar begangen, da er sich in diese Händel gemischt, die ihm weiter nichts als die Ungnade seiner Gebietherin zuziehen konnten, von der er doch so viele Wohlthaten und Gnadenbezeugungen erhalten.

Der Herzog kam nicht so gut weg, als der Graf. Sie ließ ihn vor sich kommen, warf ihm seine Verwegenheit vor, etwas

ohne ihr Wissen vorzunehmen, auf die Art in ihrem Reich Partheien zu machen und ohne ihren Willen es mit ihren Feinden zu halten. Sie sezte hinzu, diesmal wollte sie ihn nicht der Gerechtigkeit überliefern, wo er gewis den Kürzern ziehen und seinen Kopf verlieren würde; zulezt bedrohete sie ihn, wenn er je so verwegen seyn würde, eine Conspiration gegen ihre Person anzufangen, sollte er nicht so gelinde wegkommen.

Der Herzog gab ziemlich stolz zur Antwort: daß er die Vermählung mit der Königin Maria nie als eine Verbindung angesehen habe, die über seinen Stand wäre, weil er jezt eben so mächtig und reich zu seyn sich dünkte, als sie jezt in der höchst traurigsten Verfaßung wäre, worein sie die scotländischen Unruhen gebracht hätten. Blos deshalb hätte er daran gedacht, sich mit ihr zu vermählen, weil der Graf von Leicester sich erboten hätte, ihre Einwilligung zu dieser Verbindung zu erhalten; da aber Ew. Majestät so sehr dage-

gen

gen zu seyn schienen, wäre er es sehr wohl zufrieden, weiter nicht daran zu denken.

So zornig Elisabeth auch anfänglich zu seyn schien, so viele Freude äusserte sie doch ganz sichtbar über die lezte Erklärung des Herzogs. Sie ward mit einemmale von einer sehr grossen Unruhe befreit, worin sie sich befand, weil sie gar nicht wußte, welche befriedigende Antwort sie den französischen und spanischen Gesandten geben sollte, die von ihren Höfen die Aufträge hatten, die Loßlassung und Freiheit der Königin Maria sehr dringend zu suchen. Denn ihre Unschuld war so sonnenklar, daß weder die Verläumdungen ihrer Unterthanen, noch die Bestechungen der Richter, einen scheinbaren Grund finden konnten, warum die Königin noch länger im Gefängniß bleiben sollte; allein sobald dies Komplott entdekt war, gab die Königin Elisabeth dem französischen Abgesandten, der sich überhaupt dieser Sache mit viel Wärme anzunehmen schien, eine sehr

trozige

trozige Antwort, daß sein Monarch sehr unrecht daran thäte, sich einer Person anzunehmen, welche in ihrem Reiche geheime Verständnisse unterhielte, sie bäte ihn, nichts weiter davon mit ihr zu sprechen, wenn er sich nicht selbst verdächtig machen wollte.

Ehe man es sich versah, ward die Königin Maria von dem Schlosse Bolton, wo sie gewissermaßen ein sehr leidliches Gefängniß hatte, und eine anständige Freiheit genoß, nach einem andern zu Windfeld gebracht, welches in einer weit entlegenen Gegend lag, wo alle Verbindung mit andern Menschen aufhörte. Der Gouverneur dieses Schlosses hieß Graf von Hundikton, ein Mann, der sie mit der äussersten Grausamkeit behandelte. Hierzu bewegte ihn vornemlich der Wunsch, sich bei der Königin Elisabeth einzuschmeicheln und beliebt zu machen, es verband ihn aber noch ein anderer geheimer Grund. Er hatte gewissermassen einige Ansprüche auf die englische Krone; es war

ihm

ihm daher äusserst viel daran gelegen, wenn er die Königin Maria, als die nächste Erbin, durch die schlechteste Behandlung frühzeitig ins Grab brachte, um seine Rechte desto eher behaupten zu können. Bald wäre sein Plan ihm geglükt; wenn nicht der Himmel diese Königin, bei allen den Grausamkeiten, die man an ihr ausübte, nicht mit seinem ausserordentlichen Beistande unterstüzt hätte, würden ihre Feinde nicht nöthig gehabt haben, sich mit ihrem Blute zu beflekken, um sie von der Welt zu schaffen. Alle die Briefe, die sie aus ihrem Gefängnisse an den König von Frankreich und an die Katharina von Medicis schrieb, beweisen unwiderlegbar, in welchem hohen Grade man sie mißhandelte.

Indessen befand sich der Graf von Murray in Scotland, wo er seine Geschäfte ganz nach seinem Wunsche betrieb. Die Briefe der Königin hatte die entwafnet, die noch für sie gesinnet waren, er sah sie sehr bald ausser

aller Vertheidigung, und ward dadurch un-umschränkter Herr in diesem Lande. In dieser Rüksicht meldete er dem Herzoge von Nordfolk er sollte die Drohungen der Elisabeth nicht achten, weil er geheime Verständnisse in England unterhielte, und bald selbst mit einer Armee dorthin kommen würde. Der Herzog war zum zweitenmale so leichtgläubig, den trügerischen Vorspiegelungen des Grafen zu trauen. Die Liebe, da sie sich in ihrer ganzen Stärke zeigte, trug hierzu ungemein viel bei, und die Furcht, daß die Sache vielleicht schief ablaufen möchte, war nur schwach. Er war ganz der Meinung, daß der Graf aufrichtig mit ihm umgieng, und er glaubte sicher, daß die Sache, nach dem Vorschlage seines Freundes, nicht anders, als nach seinem Wunsche sich endigen könnte. In dieser Voraussezzung antwortete er den Grafen, der damals Vicekönig und Alleinherrscher in Scotland war, er möchte den Ehekontract durch die Reichsstände bestätigen lassen; und was die Befreiung

freiung der Königin beträfe, überlies er diese ihm ganz allein, weil er doch die besten Mittel wüßte, am leichtesten zum Zwekke zu kommen.

Kaum hatte Murray diesen Brief erhalten, als er ihn der Königin Elisabeth überschikte. Indessen da der Herzog eine gewisse Verbindung und einen Anhang in dem Schloß hatte, wo Maria gefangen war, und sogar schon in Correspondenz mit ihr stand, nach dem lezten Briefe von Murray, verstärkte er seine Parthei immer mehr, so daß er sogar vermittelst eines Schloßoffiziers, Namens Dacres, Gelegenheit fand die Königin glüklich zu entführen, wenn nicht folgende Veranlassung die Ausführung verhindert hätte.

Der spanische Abgesandte schien seit einiger Zeit mehr als gewöhnlich für das Interesse der Maria zu sprechen und zu wirken und er hatte sogar auf Befehl seines Herrn der Königin Elisabeth verschiedene Vorschläge zu ihrer Befreiung

gethan.

gethan. Diese gewaltigen Zudringlichkeiten erregten beim Herzoge Verdacht, ob nicht hinter diesem grossen Eifer eine gewisse geheime, ihm bis jezt unbekannte Triebfeder verborgen seyn sollte, vielleicht eine weit stärkere, als der bloße Wunsch, einer unglüklichen Königin zu helfen. Er entdekte bald nachher etwas, was ihn vermuthen ließ, daß die Beute wohl nicht für ihn seyn würde, wenn gleich die Entführung durch den Dacres glüklich von statten gehen sollte. Der Herzog hatte durch seine Kundschafter erfahren, daß dieser Schloßoffizier eine ansehnliche Summe Geld von dem Gesandten bekommen, und daß man ihn öfters bei Nacht hätte aus- und eingehen sehen. Wenn man hierzu noch nimmt, daß verschiedene spanische Schiffe an der englischen Küste standen, gerade nach der Seite des Schlosses, worin Maria saß, freilich unter dem Vorwande, als wenn sie nach Flandern segeln wollten, aber gewiß aus keiner andern Ursache, als daß Dacres die Königin Maria den Spaniern in die Hände

spielen sollte, um sie mit dem Dom Johann von Oesterreich zu vermählen, von dem ichs schon vorher geredet habe.

Der Herzog von Nordfolk, dem wenig daran gelegen war, bei einer so wichtigen, delikaten und höchst gefährlichen Sache für einen andern zu arbeiten, und einem andern ein Geschenk damit zu machen, wovon sein ganzes zeitliches Glük abhieng, brach jezt mit einemmale ab, weil die Umstände sich so sehr geändert hatten.

Elisabeth war bereits von dem Grafen von Murray, von allen benachrichtiget worden, indem er ihr die Briefe überschikte, die der Herzog an ihn geschrieben hatte; sie sah daraus, daß der Herzog die Vermählung mit der Maria noch immer betrieb, und glaubte, das beste Mittel dies Liebesverständniß zu zerstören wäre, den Herzog zu arretiren und nach den Tower nach London bringen zu lassen. Doch der Herzog

bekam zum Glüke von einigen Rathgebern noch frühzeitig ganz insgeheim Nachricht davon, er wich daher zur rechten Zeit diesem Streiche aus, verlies seinen jezigen Aufenthalt, ohne von der Königin Abschied zu nehmen, und reißte nach der mitternächtlichen Gegend von England, wo er alle seine Güter hatte, und über diese Provinz als Gouverneur gesezt war. Blos bei seiner Abreise meldete er der Königin Elisabeth, daß es ihm leid thäte, daß er sich gezwungen sähe, wegen der Verläumdungen seiner Feinde, dies einzige Mittel zu seiner Sicherheit zu ergreifen; allein er hätte sich erst dann dazu bestimmt, da er keinen andern Ausweg vor sich gesehen und er gewiß erfahren, daß seine Feinde mit denen sie umgeben wäre, so mächtig wären, daß er nicht zweifeln dürfe, sie würden ihn zu Grunde richten, wenn er sich noch weiter ihren mächtigen Verfolgungen aussezte.

Die Königin Elisabeth, die in einer Gegend keine Gewalt gebrauchen konnte, wo

der

der Herzog weit mächtiger war, als sie, gab ihm zur Antwort, daß er sehr Unrecht gethan hätte, daß er sich selbst für strafbar gehalten, da er es doch nicht wäre; es wäre wahr, man habe mancherlei nachtheilige Dinge ihr von ihm vorgebracht, sie habe aber nie dergleichen geglaubt, da sie von ihm überzeugt wäre, daß er ihr völlig ergeben, und in ihrem Dienst so treu wäre, daß er ohnmöglich etwas ihr nachtheiliges unternehmen könnte. Er dürfte daher nicht das geringste Bedenken tragen, wieder an ihrem Hofe zu erscheinen, indem sie sehr geneigt und bereit wäre, seine Gründe zu hören, und ihm Gnade anzubieten, wenn er etwan in irgend einem Stükke seine Pflicht unterlassen hätte.

Dies Schreiben dem Anscheine nach sehr gnädig abgefaßt, war doch etwas zu auffallend, daß sich dadurch hätte ein Mann betrügen lassen sollen, der die Lage der Sache ganz vollkommen kannte, vornemlich da es zu merklich war, daß die Königin darin eine Sprache

che führte, die mit ihrem Charakter so wenig stimmte, da sie durch nichts genöthigt ward, sich zu verstellen. Der Herzog glaubte am sichersten zu gehen, sie mit gleicher Münze zu bezahlen; nachdem er daher in seiner Gegenantwort für so viele Gnade bedankt hatte, stellte er der Königin vor, daß man jezt von sehr vielen Unruhen in seinem Gouvernement spräche, welches ihm nöthigte, noch eine zeitlang hier zu bleiben; aber sobald alles wieder ruhig wäre, würde er nicht ermangeln bei Ew. Majestät persönlich zu erscheinen, um ihre Befehle zu erwarten, und durch seine Unschuld unwiderlegbar zu beweisen, daß sie vielleicht keinen treuern Unterthanen hätte, als ihn.

Allein Elisabeth wußte schon weit mehr, als daß sie sich durch dergleichen Gründe und Vorspiegelungen hätte sollen täuschen lassen, sie ließ unmittelbar nach erhaltener Antwort dem Herzoge zu wissen thun, daß Mariens Kopf ihr ein sicheres Unterpfand wäre, für alle die Kabalen, die er mit ihr gespielt hätte.

Ihr war die Liebe des Herzogs und die Stärke dieser Leidenschaft sehr wohl bekannt. Sie zog daher dies Mittel allen übrigen vor, welches auch wirklich den Erfolg hatte, den sie davon erwartete. Der Herzog war gezwungen unter solchen Umständen eine Parthie zu nehmen, die für ihn immer gefährlich war, allein seine empfindlichste Seite war einmal getroffen; erst jezt merkte er, zu welchem hohen Grad seine Liebe bereits gestiegen war, ob er gleich einsah, daß die Gründe, warum die Königin Maria nicht konnte so geschwind hingerichtet werden, so stark und überzeugend waren, daß sie ihn nicht noch als Vertheidiger nöthig hatte, sie vom Tode zu retten; doch erlaubte ihm seine Eigenliebe nicht, nach diesen vernünftigen Betrachtungen sich zu richten. Zuweilen überließ er sich so den Täuschungen, daß ihm dieser gewaltige Glükswechsel Vergnügen machte, indem er überzeugt zu seyn schien, daß er auf keine andere Art seine Gebietherin retten könnte, als wenn er seinen eigenen

Kopf aufs Spiel sezte. Wenn auch zuweilen die natürliche Liebe zum Leben wieder bei ihm erwachte, so bestimmte ihn sein begangener Fehler gleich, alles wieder zu wagen, da seine Eifersucht allein die Freiheit der Königin verhindert hatte, und der Plan bis zur nahen Ausführung wirklich schon angelegt war. Er reißte daher getrost nach London, und kaum war er angekommen, als man ihn in den Tower brachte. Elisabeth war auf den Punkt, Kommissarien zu ernennen, die ihn den Prozes machen sollten; allein seine Freunde, die stets um die Königin waren, verhinderten noch zu rechter Zeit diesen Befehl, der unfehlbar seinen Untergang nach sich gezogen hätte. Er blieb nur einige Monate im Gefängniße sizen, und wurde sodann entlassen, und zugleich in alle seine vorigen Posten und Ehrenstellen wieder eingesezt.

Jezt war es für den Herzog die höchste Zeit, daß er sich aus den ganzen Handel mit

guter Manier zog, allein die Liebe hatte ihn zu sehr gefesselt. So wahr ist es, daß diese Leidenschaft, anstatt daß sie durch Widerstand sollte geheilt werden, im Gegentheil nur noch heftiger und wüthender wird. Da sich der Herzog einbildete, daß er durch seine Gefangenschaft der Königin Maria einen sehr großen Liebesdienst erwiesen, konnte er sich nicht enthalten, ihr die nähern Umstände davon zu schreiben, und ihr zugleich zu melden, sie möchte sich ja nicht auf den Grafen von Murray verlassen, der das ganze Komplott entdekt habe; dies hatte er durch seine Freunde erfahren, die er am Hofe hatte.

Maria, welche die Härte ihres Gefängnisses immer mehr zu fühlen anfieng, ergrif jedes Mittel, das sich ihr zeigte, auf eine andere Art ihre Freiheit zu bekommen, als von der Elisabeth, von der so etwas nach dem Vorgefallenen nicht zu erwarten war; sie that daher dem Herzoge zu wissen, daß sie mit den vornehmsten europäischen Köni-

gen

gen und Fürsten in einer geheimen Verbindung stünde, ihre Freiheit zu bewirken und die alte Religion sowohl in England als in Scotland wieder herzustellen, und auch er könnte in diesen Bund treten, wenn er verspräche, katholisch zu werden. Der Herzog, der sich einmal in einer Lage befand, daß er nichts abschlagen konnte, wovon er glaubte, daß er sich dadurch den Besiz derjenigen noch mehr versicherte, welche den Gegenstand aller seiner Wünsche war, versprach weit mehr, als man verlangte. Wenn man seine vorhergehenden Schritte damit verbindet, siehet man wohl, daß seine reine Absicht dabei war, der Königin Maria nüzliche Dienste zu leisten, daher kam es auch, daß man ihn mit in das geheime Komplott hineinzog, das sich jezt entsponnen hatte, wovon ich gleich die nähern Umstände erzählen will.

Pabst Pius der Fünfte, der vor wenigen Tagen unter die Seligen aufgenommen worden, hatte nichts so sehr auf seinem Herzen,

als

als sein Pontificat durch einen wichtigen Dienst der Kirche merkwürdig zu machen; er ermahnte daher beständig durch seine Nuntien die christlichen Fürsten ihre Macht gemeinschaftlich zu verbinden, um die Kezerei völlig auszurotten, die damals in ihrer ganzen Stärke war, und eine schrekliche Verwüstung beinah in der ganzen Christenheit anrichtete.

Obgleich seine Sorge vornemlich auf die Staaten gerichtet war, die dem heiligen Stuhl unterworfen waren, gieng es ihm doch herzlich nah, wenn er hörte, daß man in England alle Tage die Katholiken als Verbrecher behandelte. Er hatte bereits verschiedenemal an den König von Frankreich dieserhalb geschrieben, damit er sich ins Mittel legte, und die Verordnungen, welche Elisabeth gegen die Katholiken hatte bekannt machen lassen, nicht in ihrer ganzen Strenge möchten befolgt werden. Allein diese Materie ist äußerst delikat, indem man bei Empfeh-

lung einer Gelindigkeit öfters mehr schadet als hilft, die damaligen unglüklichen Zeitumstände hatten dies Reich in eine Lage versezt, daß man aus weit wichtigern Bewegründen Ursache hatte mit der Elisabeth schonend umzugehen, als die Bedrükkungen der Katholiken in ihren Staaten. Als der heilige Vater sah, daß er von dieser Seite nichts ausrichten würde, versuchte er es auf eine andere Weise den Unterdrükten beizustehen. Er wurde durch die Briefe der Königin Maria an ihn dazu noch mehr ermuntert, indem sie ihm unaufhörlich vorstellte, daß ihre ganze Hofnung, ja so gar die ganze Hofnung aller Katholiken in den beiden Königreichen auf ihn gerichtet wäre. Er befand sich eben in der größten Verlegenheit, wie er gelegentlich etwas zu ihrem Beßten thun sollte, als ein gewisser Ridalphi, ein Florentiner, der funfzehn Jahr in London als Bankier gelebt hatte, so, daß er diesen Hof und die ganze dermalige Lage des Reichs vollkommen kannte, nach Rom reißte, entweder aus eigenem Antrieb,

trieb, oder weil ihm die Katholiken in England dies Geschäft übertragen hatten, und da Sr. Heiligkeit das nemliche sagte, was er so oft schriftlich gehört hatte. Er sagte auch dem Pabst, daß die Anzahl der Katholiken in diesem Reiche größer wäre, als man gewöhnlich glaubte, weil unter der Regierung der Königin Maria in England, beinah ein Jeder die alte Religion wieder angenommen und wenn auch seit Veränderung der Regierung die Grossen sie wieder verlassen hätten, so wäre dies blos nach der höchstgefährlichen Maxime geschehen, wornach alle Hofleute ihr Aeußeres nach dem Beispiel der Souverains ordnen. Es wären daher noch die meisten im Herzen Katholiken und sie warteten blos auf eine Gelegenheit, ihre wahre Gesinnung an den Tag zu legen. Wenn es daher — so schloß sich die Vorstellung des Bankiers — Sr. päbstlichen Heiligkeit gefiele etwas Geld dazu herzugeben und den König von Spanien dahin zu bringen, einige Truppen, Cavallerie und Infanterie, nach England zu schikken,

bliebe

bliebe kein Zweifel übrig, daß man nicht bald eine Hauptveränderung erleben würde, und daß die meisten das Joch einer Frau nicht weiter ertragen würden, die durch ungerechte und unrechtmäßige Stimmen sich auf den Thron geschwungen, und die nemlichen Mittel brauchen müßte, um sich darauf zu erhalten.

Anstatt daß der heilige Vater auf das Wort eines Mannes hätte mistrauisch seyn sollen, der vielleicht dabei mehr aus übertriebenem Eifer, als nach den Regeln der Klugheit handelte; damit er aber doch nichts dabei versäumen möchte, und damit eine Sache nicht noch] länger verzögert werde, die ihn so gewaltig beschäftigte, schikte er Ridalphi mit 12000 Stük Ducaten nach England, um dies Geld an die nothbedürftigsten Katholiken zu vertheilen, mit dem Auftrage, sich ganz genau nach allen Umständen zu erkundigen, die einen guten Erfolg bei dieser Gelegenheit versprächen und ihm sogleich Nachricht

davon zu geben. Er ertheilte ihm den Rath, Marien und überhaupt allen Katholiken seine väterliche Zuneigung zu versichern und daß er alles anwenden würde, ihnen ein erträglicheres Schiksal zu verschaffen.

So bald Ridalphi wieder in London war, ließ er Marien den Erfolg seiner Unterhandlung sagen; wie er eine große Menge Misvergnügte, die in England wären, gehörig instruirt hätte, daß er nicht zweifelte, das Unternehmen würde glüklich ablaufen. Sie sah recht gut ein, daß es vor allen Dingen nothwendig sey, sich gewisser angesehener Häuser zu versichern, dessen Name und Authorität den heiligen Vater veranlaßte, sich mit ihnen zu verbinden.

Indessen fiengen sich die Unterhandlungen zwischen der Königin Maria und dem Herzog wieder an, und sobald er aus dem Gefängnisse entlassen war, erfuhr er von ihr die jezige Lage ihrer Sache, wie ich sie eben

erzählt habe. Weil es aber nicht rathsam war, wenn sie mit einander unmittelbar in Unterhandlung standen, weil alle ihre Handlungen von beiden Theilen ganz genau beobachtet, und der Königin Elisabeth sogleich hinterbracht wurden, gab Maria dem Herzoge die Versicherung, daß sie alles gut heissen würde, was der Bischof von Rosse, ihr Abgesandter, und der Baron von Levingtón in ihren Namen vornehmen würden. Der Herzog versprach ihnen, den mitternächtlichen Theil von England, worüber er Gouverneur war, und der beinahe ganz katholisch war, in Bewegung zu bringen, und einen andern Aufstand in Irrland zu erregen, durch seine Anhänger, die er daselbst hatte; indem er hinzu sezte, daß er nothwendig Geld haben, und von den Truppen unterstüzet werden müßte.

Sie brachten den Herzog dahin, alles dies nach Rom an den Pabst zu schreiben, und ihm zu versprechen, sobald in den Schooß

der

der Kirche zurükzutreten, als es ihm die Lage von England erlauben würde. Der heilige Vater freute sich, als er hörte, daß die Sachen einen so glüklichen Anfang nahmen, er versicherte sie in seinem Beantwortungsschreiben, das an den Herzag und an alle Katholiken in England gerichtet war, daß sie bei ihm immer väterliche Gesinnungen bemerken würden, und daß er alles anwenden würde, was nur in seinem Vermögen stünde, die katholische Religion immer mehr ausbreiten zu helfen. Er versprach ferner alle Unkosten des Krieges zu tragen, und im voraus 200000 Ducaten zu zahlen, er schrieb auch an den König von Spanien, dem Herzoge von Alba, Gouverneur der Niederlande, aufzutragen, mit den Deputirten der Katholiken in England in Unterhandlung zu treten; der vornehmste von den Deputirten an diesen Herzog war, George von Seton.

Die Deputirten stellten dem Herzoge von Alba vor, daß sie von Seiten der Königin Maria von Scotland und aller Katholi-

tholiken aus England abgeschikt wären, ihn zu bitten ihre Vertheidigung zu unterstüzzen, und ihnen mit einem guten Generale und einigen Truppen beizustehen. Der Herzog, der bereits die nöthigen Befehle vom spanischen Hofe dazu erhalten hatte, verstand sich sehr leicht, alle ihre Bitten zu erfüllen. Er gab zu diesem Kriege 6000 Mann zu Fuß, und 4000 zu Pferde, welche sollten eingeschift werden, und dann in irgend einen Hafen, zum Gouvernement des Herzogs von Nordfolk gehörig, ans Land steigen. Was den Anführer des Heers betraf, weil sich der sogleich an die Spizze der Armee stellen, und auch zugleich die Misvergnügten in England kommandiren mußte, war es nicht so leicht, wie man glaubte, eine solche Person auszumitteln, weil der Anführer ein Mann von Stand und Ansehen seyn mußte, der nicht so ganz incognito nach England kommen konnte, weil bei den damaligen Zeitumständen jeder Fremde Verdacht erregte. Mit einemmale ereignete sich in dieser Rüksicht ein sehr glüklicher Umstand, der sehr erwünscht zu seyn schien.

Es

Es ereignete sich seit kurzem eine kleine Mishelligkeit zwischen Spanien und England wegen eines gewissen Raubes, wovon Elisabeth behauptete, daß der Herzog von Alba nicht das geringste Recht dazu hätte. Man hatte von englischer Seite schon gewisse spanische Schiffe in den Hafen mit allen Kaufmannswaaren angehalten, welches auch von spanischer Seite geschehen war, und es war ein allgemeiner Bruch von beiden Mächten zu befürchten. Bei dieser Gelegenheit schikte der Herzog von Alba, unter dem Vorwande die Streitigkeiten in Güte beizulegen, einen gewissen Genueser, Namens Chiapin de Vitelli, einen der größten Feldherrn seines Zeitalters, als Abgesandten nach England.

Die Räthe der Köngin Elisabeth waren lange zweifelhaft, ob sie diesen Mann in der Qualität annehmen sollten. Sein Ruf und sein grosses Ansehen ließ vermuthen, daß der Herzog von Alba nur blos zum Schein diesem Mann eine so unwichtige Kommission übertragen hätte, dessen Tapferkeit so allgemein bekannt, und

dessen Gegenwart in den Niederlanden zu weit grösseren Absichten äusserst nothwendig war. Allein man wollte doch von Seiten Englands, weil einmal die Unterhandlungen so weit gekommen waren, nicht gern Spanien eine neue Gelegenheit zum Misvergnügen geben, und war auf einen andern Ausweg bedacht, indem man den Gesandten bald nach seinem Empfang wieder verabschiedete.

Man fragte gleich den Gesandten, ob er Vollmacht habe, wegen Ersaz des Geldes zu handeln, wovon England vorgab, daß es ihren Kaufleuten wäre gestohlen worden. Da er aber dergleichen nicht vorzeigen konnte, bat man ihn seine Abreise zu beschleunigen, weil die Königin fest entschlossen sey, keinen Vergleich darüber anzunehmen, wenn sie nicht in diesem Punkte befriedigt würde. Auf die Art sah er sich genöthigt, wieder zu Schiffe zu gehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben, indem er ohnmöglich in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in London, die Sachen gehörig einleiten konnte.

Dritter Theil.

Indessen vergaß der heilige Vater nichts von seiner Seite, wodurch er ein Unternehmen ausführen half, das seiner Meinung nach für die katholische Religion zur sonderlichen Ehre gereichte, zu dem Ende excommunicirte er die Königin Elisabeth durch eine Bulle, nahm ihr die Krone von England, und entließ ihre Unterthanen des Eides der Treue. Er hatte sogar so eifrige Agenten in London, welche eine Kopie der Bulle an die Thüre der heiligen Paulskirche anschlagen ließen; und da man sich Mühe gab, die Thäter einer so verwegenen That zu entdekken, gaben sie sich selbst an, und stunden standhaft alle Martern aus, die man ihnen anthat. Der Pabst glaubte, daß eine gewisse Geringschäzzung, welche diese Königin für das Ansehen des heiligen Stuhls äusserte

äusserte, einen erwünschten Eindruk auf die Gemüther der Katholiken in England haben und gewissermassen die Furcht und den Abscheu erneuern würde, den alle Nationen von Natur gegen diejenigen haben, welche die alte Religion abschaffen wollen.

Man sah in der That sehr bald die Folgen davon in dem mitternächtlichen Theile der Insel und in ganz Irrland, wo die meisten Unterthanen katholisch waren, indem sie die Waffen ergriffen und vor ihrem Heeren Fahnen vortragen ließen, worauf ein Kruzifix und ein Becher abgebildet war, dadurch anzudeuten, daß der Zwek dieses Krieges blos sey, die katholische Religion wieder einzuführen. Weil aber dieser Volksaufstand noch eher ausbrach, ehe alles gehörig geordnet war, ehe die Hülfstruppen angekommen waren, die man aus Flandern erwartete, konnte er ohnmöglich den gehoften Nuzzen hervorbringen. Elisabeth schikte grosse Kriegsheere gegen die Rebellen, welche

che sie in zwei bis drei Schlachten überwanden; auf die Art mußten die Rebellen weichen und das Gewehr strekken, und die Anführer waren gezwungen durch die Flucht ihr Leben zu retten; daher erfuhr Elisabeth nichts davon, daß der Herzog von Nordfolk Theil an der Verschwörung gahabt hatte. Die Königin sah zu gut ein, daß dieser Vorfall nicht etwan eine Wirkung des Zufalls wäre, sondern daß sehr viele von ihren Unterthanen sich in dies Komplott eingelassen hätten, und vielleicht sogar die Königin Maria und die Spanier, wie wenigstens damals das Gerücht durch ganz England gieng. Um sich gegen so viele Feinde, die sich gegen sie vereinigten, zu schüzzen, glaubte sie, daß sie Frankreich auf ihre Seite zu bringen suchen müßte, und daß sie blos in Rüksicht ihres eigenen Interesses, es vom Interesse der Königin von Scotland trennte, weil es die Parthei dieser Unglüklichen zu nehmen schien. Elisabeth suchte auf folgende Manier ihre Absicht zu erreichen.

Katharina von Medicis hatte allen ihren Kindern die Nativität stellen lassen, und man hatte ihr gesagt, daß jedes Kind eine Krone bekommen würde; um diese Weissagung mit in Erfüllung bringen zu helfen, war sie mehr als einmal willens, der Königin Elisabeth den Vorschlag zu thun, ihren zweiten Sohn, Heinrich, Herzog von Anjou, der hernach König von Frankreich ward, zu heirathen. Und daß sie ihren Plan nicht wirklich zu realisiren suchte, geschah blos deshalb, weil sie die Denkungsart der englischen Königin in diesem Punkte zu sehr kannte, daß sie nicht eine abschlägige Antwort befürchten durfte.

Elisabeth, der nichts unbekannt war, was in allen Kabinettern der Fürsten ihres Zeitalters vorgieng, machte sich diese Schwachheit zu Nuzze, und ließ ihr aus doppelten Interesse einen Heirathsvorschlag thun. Heinrich, Prinz von Navarra, hernach König von Frankreich, war damals das Haupt der Hugonotten, welche der Katharina und dem König Heinrich dem Neunten viel Sorgen

und

und Unruhen machten, Elisabeth ließ ihr eine Vermählung vorschlagen, ohne daß es schien, als wenn dies gerade von ihr käme, und ließ zugleich das Gerücht ausbreiten, als wenn die Sache schon sehr weit, und beinah ganz richtig wäre.

Von diesem Augenblikke an sezte Katharina von Medicis alles in Bewegung, ihren Plan glüklich auszuführen. Sie ließ der Königin Elisabeth zu wissen thun, daß das Bündnis, welches zwischen diesen beiden Königreichen obwaltete, nicht füglich verstattete, daß sie sich mit einem Prinzen vermählte, welcher blos Vasall von Frankreich, und gleichsam ein erklärter Reichsfeind wäre, wenn sie aber eine Verbindung mit Frankreich wünschte, sezte sie hinzu, wollte sie ihren Sohn, den Herzog von Anjou, in Vorschlag bringen, ein Prinz, dessen körperliche und Geistesgaben ihm vor vielen Fürsten einen grossen Vorzug gäben, und der sich als Sieger in zween Schlachten, wobei er als Chef kommandiret, hervorgethan hätte.

Elisabeth ließ sich den Vorschlag gefallen. Es wurden gleich von beiden Seiten Kommissarien ernannt, um wegen der Bedingungen in Unterhandlungen zu treten, und man glaubte, daß bald der Ehekontrakt aufgesezt und unterzeichnet werden würde. Indessen man bei der Vorspiegelung dieses Ehebündnisses, ausser aller Furcht wegen Frankreich seyn konnte, daß es sich in die schlechte Behandlung der Königin Maria mischen würde; geschahen andere Unterhandlungen mit dem Grafen von Murray, um diese Königin ganz zu Grunde zu richten. Da der Graf in Scotland allmächtig war, schon wegen seiner Würde als Vicekönig, wünschte er wohl nichts weniger, als die Befreiung der Königin, weil er dadurch ein Ansehen verloren haben würde, das ihm nicht zukam. Eben daher schrieb er unaufhörlich an die Königin Elisabeth, die Königin Maria auf die Seite zu schaffen, weil sie immer neue Verschwörungen gegen sie anstifte.

Elisabeth

Elisabeth befand sich in der größten Verlegenheit. Denn sie wußte nicht, ob sie die Königin noch länger im Gefängniße behalten, oder aus dem Wege räumen, oder in Freiheit sezzen sollte, in jedem von diesen drei Fällen schienen ihr die Folgen gleich gefährlich zu seyn. Sie nahm daher zu einem andern Mittel ihre Zuflucht. Sie kam mit dem Grafen von Murray darin überein, daß sie ihm unter der Bedingung die Königin Maria überliefern wollte, wenn er ihr den jungen Prinzen ihren Sohn nach England schikte, daß er an ihrem Hofe könnte erzogen werden, bis er selbst fähig wäre die Regierung anzutreten.

Dieser Vorschlag hätte den Verlust des einen und des andern zugezogen, wenn er wirklich wäre ausgeführt worden; allein der Himmel, der noch grosse Absichten mit diesem Prinzen vorhatte, erettete ihn auf eine wunderbare Art. Elisabeth, die nach ihrer grossen Politik immer den besten Schein

beibe-

beibehalten wollte, suchte auch diesmal Marien zu bereden, daß sie ihr die Freiheit schenken wollte, ob sie gleich die Absicht hatte, sie zu Grunde zu richten. Nach ihrem ihr darüber vorgelegten Plane sollte sie auf eine sehr anständige Art nach ihrem Königreiche herüber gebracht werden; der Graf von Murray sollte daher mit einer grossen Auzahl Truppen an die Grenzen von Scotland kommen, damit es nicht das Ansehen hätte, als wenn die Königin Maria blos aus einem Gefängniß in das andere gebracht würde.

Er trat zu dem Ende seine Reise an, und beschleunigte sie so geschwind, als es sich nur immer thun ließ; allein sobald er bei Limenuh war, ward er doch ganz unvermuthte, so sehr auch seine Parthei ihm getreu zu seyn schien, und so wenig zu befürchten war, daß darin ein Bruch entstehen könnte, von einem der Hamiltons, die als Freunde der Königin sehr waren verfolgt

folgt worden, angefallen; er schoß mit einer Pistole auf ihm, ob er gleich mit einem Gefolge vornehmer Herren umgeben war, lenkte darauf gleich mit seinem Pferde um, eilte nach dem Ufer des Meers und kam glüklich nach Frankreich, ohne daß man ihn einholen konnte, obgleich mehr als 100 Pferde hinter ihn her sprengten. Als er sich hernachmals in Paris aufhielt, muthete man ihm unter dem Versprechen einer grossen Belohnung zu, den Admiral Colligni umzubringen, allein er antwortete herzhaft, daß er wohl seine eigenen Beleidigungen zu rächen wüßte, aber nicht anderer ihre.

Sobald der Graf von Murray sah, daß er verwundet war, und daß er nicht mit dem Leben davon kommen würde, bewies er durch gewisse ausgestossene Reden, daß er nie in seinem Leben Religion gehabt habe; tausendmal verfluchte er sein Schiksal; ohne Priester oder Prediger hören zu wollen, starb er so, wie er gelebt hatte.

Dieser

Dieser Todesfall sezte die Königin Elisabeth in keine geringe Verlegenheit, indem sie nun erleben mußte, daß alle ihre so gut getrofenen Maasregeln vereitelt waren; sie mußte daher auf andere Mittel bedacht seyn, um sich gegen alle Gefahr zu schüzzen, worein sie die Gefangenschaft der Maria stürzen konnte. Zuerst suchte sie es also dahin zu bringen, daß der Graf Lennox, Grosvater des jungen Prinzen, als Vicekönig an die Stelle des Murray erwählt wurde, um beständig die Unruhen in Frankreich zu unterhalten, weil die sichere Vermuthung, welche der Graf als ganz gewiß glaubte, daß nemlich Maria an dem Tode ihres Sohnes schuld sey, mit einemmale alle Verbindung mit der Parthei dieses Königs abschnitt, welche ein sehr ansehnliches Korps beständig unterhielt. Ferner betrieb sie weit ernsthafter die vorher beschriebene Sache mit dem Herzoge von Anjou, daß auf die Art nicht weiter zu zweifeln war, daß die Heirath wirklich zu Stande kommen würde, ausgenommen

men was den einzigen Artikel die Religion betraf; denn Elisabeth wollte dem Herzoge nicht verstatten, sobald er ihr Gemahl geworden wäre, daß er die Messe öffentlich hören sollte, und Katharina von Medicis bestand steif und fest auf diesem Artikel, daß er seine Religion ganz frei bekennen sollte.

Indessen diese Unterhandlungen zwischen England und Frankreich vorgiengen waren der Pabst, der Herzog von Nordfolk, und der Bischof von Rosse auch nicht ganz unthätig. Freilich schrekte sie die in England und Irrland so schlecht abgelaufene Rebellion etwas ab, da man aber einmal soweit gekommen war, konnte ohnmöglich der Eifer des heiligen Vaters, der Ehrgeiz von Spanien, die Liebe des Herzogs von Nordfolk, und die Treue des Bischofs von Rosse nicht ganz verlöschen. Als sie daher gewissermassen eine Zeitlang ausgeruhet hatten, um von der Bestürzung und der Niederlage ihrer Mannschaft sich etwas zu besinnen,

fieng die Königin Maria, als die Hauptperson, auf Mittel zu denken an, sich aus ihrem Gefängnisse zu befreien.

Elisabeth, die sie immer mit leeren Hofnungen einer baldigen Befreiung zu unterhalten wußte, um sie zu verhindern, an den Verschwörungen Antheil zu nehmen, welche sich gegen sie noch anspinnen konnten, schlug ihr endlich vor, sie wollte sie in ihr Königreich zurük schikken, wenn sie sich verbindlich machte, auf immer alle Religionsübung des Katholicismus in ihrem Königreiche zu untersagen, auf die Nachfolge des englischen Throns Verzicht zu thun, und ihr ihren Sohn zu übergeben, damit er beständig unter ihren Augen erzogen würde.

Maria war freilich nicht willens, alle diese Bedingungen einzugehen, sie wollte sie aber auch nicht, aus folgenden Gründen, ganz ausschlagen. Sie meldete dem Könige von Spanien, daß er bis jezt zu wenig Eifer

ser für ihre Befreiung bewiesen hätte, daß sie jezt von allen christlichen Fürsten verlassen sey, und entschlossen wäre, wenn man ihr nicht beistünde, die Artikel einzugehen, welche die gänzliche Umstürzung der katholischen Religion zur Absicht hätten, deren eifrigster Vertheidiger er wäre. Dieser Schritt that die erwünschte Wirkung. Philipp der Zweite, der schon auf Elisabeth übel zu sprechen war, weil sie die aus den Niederlanden flüchtig gewordenen in England aufgenommen hatte, versprach Marien alle mögliche Unterstüzzung, und schrieb zu dem Ende an den Herzog von Alba, aufs neue mit ihren Deputirten in Unterhandlungen zu treten.

Maria schikte zu diesem Behuf Ridalphi, den wir schon vorhero kennen gelernt haben, als Deputirten dorthin, und folgende Bedingungen kamen nachher sehr bald von beiden Seiten zu Stande: daß der Prinz von Scotland nach Spanien sollte gebracht werden, um am Hofe des Königs Philipp erzogen

zogen zu werden; daß der Herzog von Alba unter der Anführung eines geschikten Generals 6000 Reuter nach England bringen, und sobald die Königin befreit seyn würde, welches vermittelst eines geheimen Verständnisses geschehen könnte, sollte sie sich mit dem Herzoge von Nordfolk vermählen.

Dieser Plan war ganz herrlich angelegt, lief auch, wie alle vorhergehende, bis zum Punkt der Ausführung glüklich ab. Der Himmel hatte einmal noch nicht beschlossen, daß die Gefangenschaft der Königin Maria ihr Ende erreichen sollte, daß sie ihr ihre Banden nur desto fester und unauflöslicher machte, gerade wenn sie im Begrif war, sie zu zerbrechen, welches ebenfalls der Fall bei dieser Gelegenheit war.

Ridolphi, der die Unterhandlung für sie beim Pabst und beim Herzoge von Alba übernommen hatte, kam bei dem leztern nach Brüssel, und überschikte der Königin

Maria

Maria eine schriftliche Erzählung des Erfolges seiner Unterhandlungen, nebst einigen Briefen an sie, an den spanischen Gesandten, und an den Bischof von Rosse. Der Ueberbringer dieser Briefschaften war ein gewisser Niederländer, Namens Karl Ballard, der sich zu diesem Geschäfte gebrauchen lies.

Obgleich der Bischof von Rosse ihm befohlen hatte, das Paquet mit den Briefschaften dem Gouverneur von Calais zu überliefern, damit es schiene, als wenn sie von dem französischen Abgesandten kämen, glaubte er, entweder, daß es nicht nöthig sey, oder er hatte andere Gründe dazu, kurz, er richtete sich nicht nach diesem Befehle; daher ward er, sobald er in Douvre angekommen, weil er ehemals in Diensten der Maria gestanden hatte, arretirt und durchsucht. Sobald man das Paquet mit den Briefschaften bei ihm gefunden, brachte man es zu dem Baron von Coban, Oberaufseher der Hafen von

England.

England. Weil aber der Bischof von Rosse diesen Vorfall sehr bald erfuhr, und der Baron kein Feind des Herzogs war, erhielt er ohne Umstände das Paquet von ihm zurük. Nachdem er alle Briefe von Wichtigkeit herausgenommen, machte er ein anderes zurechte, worein nur solche Briefe kamen, welche der Maria nichts angiengen.

Dies neue Paquet wurde den Staatsräthen übergeben, nach den gewöhnlichen Formalitäten in England; sie schöpften einigen Verdacht, wegen eines Gerüchts, das sich über diesen Vorfall verbreitete. Ballard kam nun wieder in Untersuchung, und nachdem er bekannt, daß der Bischof von Rosse die Pappiere vertauscht hätte, wurden welche an ihn geschikt, die sich derselben bemächtigen sollten. Allein auch von dieser Untersuchung hatte der Bischof frühzeitig Nachricht bekommen, er entfernte daher sogleich seinen Sekretair, aus Furcht man möchte ihn eben so behandeln, wie den Ballard, und brachte

die

die Chiffern, und alle die Briefe, welche ihm Schaden thun konnten, in Sicherheit. Als daher der Graf von Sussex, dem diese Kommission übertragen war, nichts von alle dem, was er suchte, in seinem Hause fand, konnte man mit dem Bischof weiter nichts machen, als daß man ihn über diese Sache, als einen Criminalverbrecher, verhörte; doch der Bischof schüzte die Privilegien, die mit seiner Würde verbunden waren, vor, wodurch er nicht verbunden war, einem andern, als seinem Fürsten von seinen Handlungen Rechenschaft abzulegen. Auf die Art konnte man nichts von ihm herausbringen. Man gab ihm aber doch eine Wache und brachte ihn hernach auf Befehl der Königin Elisabeth auf eine abgelegene Insel.

Alle diese Sachen giengen dieser Königin gewaltig im Kopf herum. Es verbreitete sich überdies das Gerücht, als wenn die Konigin von Scotland bald befreiet und die katholische Religion in England wieder ein-

eingeführt werden würde. Elisabeth war daher fast gezwungen, nicht weiter an die Vermählung mit dem Herzoge von Anjou zu denken. Denn ausserdem, daß ihre Unterthanen ihr zu verstehen gegeben hatten, daß sie nie einen König sich würden gefallen lassen, der sich öffentlich zur katholischen Religion bekennte, hatte auch der König von Spanien, den sie nicht gerne böse machen wollte, ihr sagen lassen, daß er im Augenblikke mit ihr brechen würde, wenn sie noch weiter an diese Verbindung dächte. Auf die Art konnte sie sich auch nicht weiter auf die einzige Stüzze verlassen, die sie vor allen schüzte, weil ihre ganze Besorgniß von Seiten der Maria herkam, hielt sie für das einzige Mittel, sie zu verhindern, ihr Schaden zufügen zu können, wenn sie ihr auch noch den schwachen Schimmer von Freiheit nähme, den sie ihr bis dahin gelassen hatte.

Alle ihre Officianten wurden daher bis auf zehen abgeschaft, und man ließ ihr nur

einen einzigen Priester, der ihr geistlichen Trost zusprach. Diese Einschränkung, verbunden mit der Gefangennehmung des Bischofs von Rosse, schien hinlänglich zu seyn, alle Maasregeln zu zerstören, welche die Freunde der Maria zu ihrer Befreiung genommen hatten. Und doch würde der ganze Plan, der so fein angelegt war, glüklich ausgeführt worden seyn, wenn nicht Elisabeth, die, nach dem Vorfall mit dem Ballard, überall ein wachsames Auge hatte, den ganzen Handel entdekt hätte.

Die Parthei, welche die Königin Maria bis jezt noch in Scottland hatte, wurde durch die geringe Geldsumme unterhalten, die sie ihr reichen ließ. Sie konnte nur äusserst wenig Geld dazu verwenden, weil ihre ganze Einnahme blos aus dem Wittwengehalt von Frankreich bestand, welches ihr noch überdies nicht ordentlich ausgezahlet wurde, wegen gewisser unglüklicher Zeitläufte, welche das ganze Reich in Gährung

rung gebracht hatten. Die grosse Strenge und Einschränkung, mit der sie behandelt ward, nöthigte sie, auf ausserordentliche Mittel bedacht zu seyn, dies Geld sicher nach Scotland zu schikken. So ließ sie z. B. dem französischen Gesandten eine gewisse Summe von ihrem Gehalte, damit er es bei Gelegenheit nach Scotland schaffen könnte. Dieser Gesandte, welcher merkte, daß er wohl bald ganz den Kredit verlieren möchte, den er ehemals bei der Königin Elisabeth gehabt hatte, war jezt auf Mittel bedacht, der Maria nüzliche Dienste zu leisten, und mit in die geheimen Verbindungen zu treten. Er trug daher dem Herzoge von Nordfolk die Besorgung der Geldverschikkung auf. Diese Kommission konnte er um so leichter besorgen, weil er Gouverneur über den Distrikt von England war, der an Scotland grenzt. Er übernahm die Sache, und überschikte das Geld an einen gewissen Bürger in Saloge, der ihm zugethan war, mit dem Anftrage, es an den Baron von Herisei

risei in Scotland zu übermachen. Allein als die Officianten bei dem englischen Zoll, welche die Grenzen des Königreichs besezt halten, um von dem Transport der Waaren die Abgaben zu heben, das versiegelte Paquet mit dem Gelde sahen, und nach dem Gewicht schlossen, daß Geld darin seyn müßte, und auf die Art keine unbeträchtliche Summe enthalten könnte, ward alles angehalten, und nach London an den Staatsrath der Königin Elisabeth geschikt.

Man errieth sehr bald, von wem das Geld seyn müsse, und durch welchen Kanal es fortgeschaft wäre. Der Herzog von Nordfolk kam darüber ebenfalls wieder in die Untersuchung, ward nach London in den Tower gebracht, und sein Verbrechen, für ein Verbrechen der Majestätsrechte gehalten, weil er mit dem Baron Herisei in Verbindung stand, der ein erklärter Feind der Krone England war, weil er bei den lezten Unruhen, welche die Katholiken in Scotland

erregt,

erregt, sich mit einem Korps bewafneter Mannschaft den Grenzen genähert, um sie zu unterstüzzen.

Allein, ein so kleines Verbrechen war nicht hinreichend, den Herzog ganz zu Grunde zu richten, und mit der Parthei zu brechen, die sich zu Mariens Befreiung verbunden hatte, wenn er nicht durch seine eigene Unvorsichtigkeit sich selbst ins Verderben gestürzt hätte. Sobald er im Gefängniß saß, ließ ihm Elisabeth, die sehr starke Vermuthungen hatte, daß er noch immer mit der Königin von Scotland in Verbindung stünde, und ihr unter der Hand mancherlei Dienste geleistet hätte, ob sie gleich, soviel Mühe sie sich auch immer deshalb gegeben, nichts davon hatte erfahren können, sagen, daß wenn er ihr alles aufrichtig entdekte, wollte sie ihm nicht allein vergeben, sondern ihm sogar zur Vermählung mit Marien behülflich seyn.

Der Herzog, der nicht den feinen Verstand hatte, als die Königin Elisabeth, ließ sich in das Nez fangen, das ihm gelegt war, und beichtete, daß er mit der scotländischen Königin immer in Verbindung und Briefwechsel gestanden, doch nur immer in Rüksicht seiner Liebe, ohne daß er sich je in Unterhandlungen habe wollen einlassen, die gegen seine Pflicht und sein Gewissen liefen; wie gegründet seine Behauptungen wären, davon könnte man überall Beweise finden, die sie an ihn geschrieben hätte, die man an einem gewissen Orte seines Hauses, den er genau bezeichnete, finden würde, wo auch alle seine geheimen Schriften verwahret wären, davon blos er und seine Secretairs Wissenschaft hatten.

Man gieng an den bezeichneten Ort. Man fand daselbst Liebesbriefe, und alle Schriften, welche von ihrer zukünftigen Vermählung redeten, nebst vielen andern Papieren, woran der Herzog gar nicht gedacht, hatte.

hatte. Da der Pabst das vornehmste Triebrad aller der grossen Unternehmungen war, welche sehr bald die ausserordentlichsten Wirkungen hervorbringen sollten, stand die Königin Maria ebenfalls mit ihm im Briefwechsel. Ihre Briefe und die Antworten auf dieselben waren beide in Chiffern geschrieben, von verschiedenen Zeichen. Man brachte sie jedesmal zum Herzoge von Nordfolk, wo einer von seinen Secretairen, welcher den Schlüssel zu beiden Chiffern hatte, eine Copie mit gewöhnlichen Schriftzeichen machen, und das Original, das für den Pabst bestimmt war, ward bei dem spanischen Gesandten abgegeben, der die weitere Besorgung übernommen hatte; und wenn eine Antwort an die Maria kam, wurde sie erst mit andern Chiffern abgeschrieben, die sich aber eben so leicht lesen ließen, als die gewöhnlichen Schriftzeichen. Der Herzog befahl zwar jedesmahl seinem Secretair Hickford, das Original des päbstlichen Schreibens sogleich zu verbrennen, sobald er eine Abschrift

schrift davon genommen hätte, es geschah aber nicht, sondern es ward alles an den zu diesen geheimen Schriften bestimmten Ort beigelegt.

Auf die Art wurden alle Schriften und Briefschaften gefunden, unter andern auch ein Brief, den Maria an den Herzog geschrieben, worin sie ihm zu verstehen gab, daß weil sie nicht weiter ihre Befreiung von Seiten der Elisabeth erwarten könnte, müßte sie auf andere Mittel bedacht seyn, wobei er ihr, wenn er sie anders liebte, sehr nüzliche Dienste leisten könnte. Diese Worte gaben der Elisabeth ein grosses Licht, daß sie nichts mehr wissen wollte, weil dies schon hinreichend war, den Herzog zu Grunde zu richten. Er wurde den dazu ernannten Kommissarien übergeben, befragt, gestand alles; doch erklärte sich, daß die ganze Verschwörung sich blos darauf eingeschränkt hätte, die Königin von Scotland zu befreien, damit er sich mit ihr vermählen könnte, ohne daß er je die Absicht gehabt, gegen Elisabeth, oder gegen ihre Krone etwas vorzunehmen.

Der

Der Herzog ward zur Todesstrafe verdammt, womit man in England die Verbrecher der beleidigten Majestät zu belegen pflegt. Wenn sie nemlich halb erwürgt sind, öfnet ihnen der Henker die Brust, nimmt das Herz heraus, und wirft es ihnen vors Gesicht. Elisabeth war aber so gnädig und milderte diese harte Todesstrafe in eine bloße Enthauptung. Sie ließ ihm sogar drei Monate Zeit, an sein Gewissen zu denken, und sich zu seinem Tode zu bereiten. In seiner Todesstunde zeigte der Herzog so viel Schwäche, wo doch jeder einen grossen Muth beweißt, der ihn im Leben gehabt, daß man sich nicht wundern darf, daß nie ein Unternehmen, das ihm aufgetragen ward, glüklich von statten gieng. Er nannte mehrmalen die Elisabeth seine beste und geliebteste Gebietherin, und glaubte dadurch ihre Gnade zu erlangen. Er, der bereit war die protestantische Religion in England auszurotten, und dagegen die katholische wieder einzuführen, starb, um mich so auszudrükken, als ein protestan-

tischer Prediger. er betheuerte, daß er nie mit dem Pabst in einiger Verbindung gestanden, noch ihm versprochen, die Religion zu verändern, sondern er hätte sich blos von seiner heftigen Leidenschaft betäuben lassen, daher wäre es gekommen, daß er in dieser Rücksicht nichts hätte abschlagen können, und alles hätte sich blos vereinigt, sie zu befriedigen, ohne daß er je daran gedacht, etwas gegen den schuldigen Respekt zu unternehmen, den ein Unterthan seinem Souverain zu geben schuldig ist.

Der Pabst konnte es kaum begreifen, daß ein Unternehmen, worüber man so lange nachgedacht, fehlschlagen könnte, gerade da die Ausführung desselben so nahe gewesen. Dies mislungene Projekt schmerzte ihn so sehr, daß er in einigen Tagen sich nicht darüber zufrieden geben konnte. Der König von Spanien war nicht weniger betreten, er sagte ganz laut zum Kardinal von Alexandrien, daß nie eine Verschwörung besser wäre

einge-

eingeleitet, mit grösserm Beifall wäre aufgenommen, längere Zeit, bei der grossen Menge von Menschen die darum wußten, wäre geheim gehalten worden. Um so mehr, da man binnen vier und zwanzig Stunden, eine hinlängliche Anzahl Truppen von Flandern nach England bringen konnte, welche die Stadt London mit Sturm einnehmen, und sich sodann vermittelst der Katholiken, welche dann zu den Waffen griffen, des ganzen Königreichs bemächtigt hätten.

Elisabeth wollte mit der Maria wie mit einer Verbrecherin verfahren; allein die scotländische Königin zeigte immer jene Geistesstärke, welche denen natürlich zu seyn scheinet, die um Kronen zu tragen geboren werden, daß sie nichts that, was ihre Würde ihr nicht zu thun erlaubte. Als eine geborne Königin konnte sie nicht immer, ohne die größte Ungerechtigkeit, als eine Gefangene gehalten werden; es war ihr daher allerdings sehr erlaubt, alle Mittel zu ihrer Befreiung

freiung zu gebrauchen. Elisabeth, die noch nicht in den Stand gesezt war, ihre Gewaltthätigkeit gegen die Königin noch weiter zu treiben, die Unruhen in Frankreich und den Niederlanden waren noch nicht zu der Höhe gestiegen, daß sie von beiden Seiten nichts zu fürchten hatte, sie begnügte sich daher blos das Gräßliche einer Sclavarei noch zu vermehren, indem sie ihr weiter nichts als den Namen einer Königin ließ. Und wenn sie auch zuweilen dem Scheine nach in Unterhandlungen mit ihr zu treten schien, so geschah dies blos deshalb, um ihr auch sogar den königlichen Titel zu nehmen, welcher bereits durch die unanständige Behandlung, die sie erduldete, beinahe ganz vertilgt war.

Nicht blos das eben beschriebene Unternehmen zu ihrer Befreiung schlug fehl, sondern ein jede andere Mittel, das man zu ihrer Befreiung aus dem Gefängnisse versuchen wollte, hatte nicht den Erfolg, den

es gewiß unter andern Umständen gehabt haben würde. Ein Gardekapitain, den sie zur scotländischen Königin geschikt hatte, um alle ihre Schritte genau zu beobachten, empfand für sie die nemliche Leidenschaft, welche dem Herzoge von Nordfolk das Leben kostete. Er schlug dem Bischofe von Nordfolk leichte Mittel vor, die Königin zu entführen. Dieses könnte nemlich alsdann sehr gut ausgeführet werden, wenn man sie an die freie Luft brachte, welches wöchentlich wenigstens einmal geschah. Es ist gewiß, daß die Königin ihre Tage nicht im Gefängniße und unter den Händen des Henkers würde geendiget haben, wenn der Gardehauptmann dabei nicht so furchtsam gewesen, den König von Spanien Nachricht davon gegeben, und Tag und Stunde zur Entführung genau bestimmt hätte, damit die nöthigen Maasregeln dieserhalb konnten getroffen werden.

Indessen daß alle europäischen Mächte an ihrer Befreiung zu arbeiten schienen,

war

war sie um ihre eigene Person am wenigsten besorgt. Die scotländischen Unruhen und die Liebe zu ihrem Sohne lagen ihr sehr auf dem Herzen. Um desto mehr, da sie wußte, daß Elisabeth immer neue Unruhen in Scotland anzustiften wußte, ohne daß sie davon die besondern Umstände erfahren konnte. Sie hatte mit der äußersten Betrübniß den Verlust an der Grenze von Dumbrinton erfahren, welcher überall Schrekken und Bestürzung nach sich gezogen. Sobald sich die königliche Parthie nicht stark genung fühlte, zog sie sich zurük, und postirte sich wo anders, um die Armee der Konigin Elisabeth zu überfallen. Elisabeth ward dadurch verhindert, nicht so ganz unumschränkt in Scotland zu befehlen, als sie wollte, und gewissermassen genöthigt, ihre Gefangene noch nicht hinrichten zu lassen.

Allein die Gegenparthei suchte alle Gelegenheit auf, die Anhänger der Königin von Scotland zu überfallen, welches noch

das

das einzige Mittel war, die Oberhand zu behalten, und zum Zwekke zu kommen. An einem Morgen, als eben ein starker Sturmwind sich hören ließ, sezten sie Leitern an den Felsen, gerade an die Seite, wo die Festung am stärksten war, und wo deshalb wenig Wache stand. Der Ort schien unersteiglich, folglich unüberwindlich zu seyn. Sobald man von dieser Seite soweit gekommen war, daß man auf den Felsen gewissermassen festen Fuß haben konnte, kletterten die Soldaten mit Händen und Füßen bis auf den Gipfel des Felsen, wo die Festungswerke waren. Obgleich nur sehr wenige diesen beschwerlichen Gang wagten, da sie Gefahr laufen mußten, mit einemmale wieder herabzustürzen, wenn sie bereits dem Ende ihrer mühseligen Laufbahn nahe zu seyn schienen, machten sie doch, sobald sie sich nur oben auf der Spizze zeigten, ein gewaltiges Aufsehen. Es schien unmöglich zu seyn, daß von der Seite ein Aufgang zu wagen wäre, und ganz unerwartet liessen sich bewafnete feindliche

che Soldaten sehen, so daß die ganze Garnison die Flucht nahm, in einer solchen Eil, indem sie einen Fußsteig, der nach dem Meer führt, zu passiren hatten, daß einer über den andern wegzufallen schien. Der Bischof von St. Andrew, aus der Familie der Hamiltons, ward ergriffen und aufgehangen, unter dem Vorwande, als wenn er an dem Tode des Königs Schuld hätte. Und verschiedene aus England flüchtig gewordene, die sich ebenfalls in die Festung als einem sichern Ort, begeben hatten, wurden auf die nemliche Art behandelt. Der Graf von Lennox, der Vicekönig war, ward ermordet, und der Graf von Marie, der ihm im Posten folgte, ward nach Verlauf von dreizehen Monaten umgebracht.

Nachher übergab Elisabeth dies wichtige Amt dem Grafen Morton, dem größten Feind der Maria, welcher ihren zweiten Gemahl umgebracht, und den dritten genöthiget, die Flucht zu nehmen. Er fuhr fort

gegen

gegen den Sohn die nemliche Wuth auszuüben, die er bereits gegen den Vater und gegen die Mutter ausgeübt hatte, und hielt ihn, ob er gleich schon ziemlich erwachsen war, in der niedrigsten Knechtschaft, und da die Lebhaftigkeit und Munterkeit des jungen Prinzen erwachte, brachte er ihm den seltsamen Gedanken bei, daß er blos dem Namen nach König wäre. Er ließ ihn mit seinen Oheimen, den Guisen, reden, durch deren Geld die Faktion seiner Mutter in Scotland unterhalten wurde. Um diese Gelegenheit nicht unbenuzt vorbeigehen zu lassen, schikten sie den Grafen von Aubigni aus dem nemlichen Hause an ihn, einen Mann, der mit allen nöthigen Eigenschaften hinlänglich versehen war, die erforderlich sind, ein grosses Unternehmen zu leiten und glüklich auszuführen; der Ausgang entsprach ganz der Erwartung, die man sich davon gemacht hatte.

Er stellte sich an die Spizze der Truppen, die für das Beste der Königin stritten

und

und war so glüklich, daß er nicht allein der Gegenparthei den jungen König wegnahm, sondern sich auch des Mortons bemächtigte, Er wurde gleich vor Gericht gefordert, sein Prozes gieng an, indem man ihn in Verdacht hatte, daß er an dem Tode des Königs Heinrich schuld sey. Er gestand alles und bekannte, daß er und Bothwell auf Antrieb des Grafen von Murray den Mord begangen hätten, daß die Königin dabei ganz unschuldig wäre, indem er noch den Umstand beibrachte, daß als einer von dem Komplott, den man überredet hatte, daß die Königin diese That nicht mißbilligen würde, einen Beweis davon haben wollte, Bothwell unter andern gesagt, daß das einzige Mittel alles zu verderben gerade dies wäre, wenn man mit ihr davon sprechen wollte; denn ob sie gleich seinen Tod beschlossen, weil er sie so ausserordentlich schlecht behandelt hätte, wäre ihre Güte und Leutseligkeit so groß, daß sie nicht geradezu erlauben würde, daß man ihren Gemahl umbrächte.

Der junge König sowohl, als Scotland, genossen in kurzer Zeit des Glüks, das ihnen die weise Administration des Grafen von Aubigni verschafte, der beinahe im ganzen Lande die Ruhe wieder hergestellt hatte. Elisabeth, der es nie an Hülfsmitteln fehlte, und wenn sie auch falsche Vorspiegelungen gebrauchen sollte, um zum Zwekke zu kommen, ließ dem Grafen von Gowrie zu wissen thun, daß wenn er einen Weg wüßte, sich des Königs zu bemächtigen, wollte sie ihn mit Truppen unterstüzzen, um, wenn er den Grafen von Aubigni verjagt, in der Qualität eines Vicekönigs von dem Lande Besiz zu nehmen.

Dieser Vorschlag that die gehofte Wirkung. Der Graf bat einmal den König zum Mittagsessen, auf eins seiner Schlösser, welches sehr fest war, und behielt ihn da als einen Gefangnen. Darauf stellte er sich an die Spizze der Gegenpartheí, die ihn bereits erwartete, trieb den Grafen Aubigni,

der

der aus Mangel an Geld nur wenig Truppen hatte, so in die Enge, daß er das Vaterland verlassen, und nach Frankreich flüchten mußte; er starb bald an Gift, das ihm bei seiner Durchreise durch England beigebracht wurde. Einige Zeit nachher fand der junge König Mittel, aus seinem Gefängniße zu entwischen, und viele von seinen Unterthanen dahin zu bringen, daß sie ihn wieder auf den Thron sezten.

Alle diese Nachrichten, welche Maria alle nur sehr dunkel erfuhr, vermehrten noch die Unruhe, da sie mit keiner Gewißheit vorhersehen konnte, was sie zu fürchten oder zu hoffen hätte. Die Furcht, ihren Sohn zu verlieren, da sie nicht wußte, in welcher Lage er sich befand, machte, daß sie öfters die Mittel vernachläßigte, die man zu ihrer Befreiung vorschlug. Sie befürchtete nemlich, da sie den Werth ihrer Freiheit kannte, daß sie leicht in solche Hände fallen könnte, wo es der Königin Elisabeth leicht wäre,

die

die Entwischung der Mutter an dem Sohne zu rächen. Dies war sehr wahrscheinlich, da sie bemerkte, daß er gar nicht weiter von ihr abhängen wollte; daher suchte sie hernach selbst einen Vorwand, sich ganz von ihm loszumachen.

Indessen ward Mariens Lage von Tage zu Tage trauriger und bejammernswürdiger; nicht blos für eine Königin, sondern sogar wie sie nur für den geringsten Menschen auf der Welt seyn kann. Elisabeth hatte alle ihre Leute, sogar ihren Secretair bestochen; damit sie nur Gelegenheit hatte, ihr Verbrechen anzudichten, und sie hernach desto schlechter behandeln konnte. Und gerade dies war das Mittel, wodurch Elisabeth die scotländische Königin ganz zu Grunde richten konnte, wie man aus der Folge sehen wird. Als sie ihr wieder einige Freiheiten nehmen wollte, als z. B. den Spaziergang, ließ sie ihr durch List einige Briefe zustekken, die von ihrem eigenen Secretair

geschrieben

geschrieben waren, woraus man entdekte, daß sie einen gewissen Plan habe, wie sie bei dieser Gelegenheit entwischen könnte: und als sie auf die Art ihren Staatsrath und die fremden Gesandten täuschte, glaubte sie ein Recht zu haben, sie enger einzuschränken. Allein das widrige Schiksal hatte noch nicht ganz seine Stärke geäussert, um Marien alle Freiheit zu nehmen, mußte man ihr sogar, so zu sagen, den Bissen aus dem Munde nehmen. Ihr Wittwengehalt aus Frankreich, worin seit ihrer Gefangenschaft ihr ganzes Vermögen bestand, ward von Tage zu Tage geschmälert, entweder wegen der unglüklichen Zeitläufte, oder weil Politik damals mehr Herrschaft über diejenigen hatte, als Gerechtigkeit. Man sah Briefe von dieser unglüklichen Königin, die sie an den Herrn von Nouvissire, damaligen französischen Gesandten in England, geschrieben, worin sie ihm ihre äusserste Noth vorstellt, und ihn zugleich bittet, ihr zweitausend Thaler zu übermachen, um die Kosten ihrer Ta-

fel

fel zu bestreiten. Diese traurige Lage gieng ihr lange nicht so nahe, als daß sie sehen mußte, daß ihr eigener Sohn mit ihren Feinden in Verbindung stand, um ihr den Namen einer Königin zu entreissen, da ihr grosser Muth sich immer gegen alle Vorschläge von Freiheit, die man ihr unter dieser Bedingung anbot, behauptete. Da sie ihren Sohn niemals zu sehen bekam, weil Elisabeth diese zärtliche Mutter als eine Kindermörderin verschrie, welche die Absicht hätte, ihren Sohn zu Grunde zu richten, wollte sie, sobald ihr Sohn zu den Jahren des Verstandes gekommen war, lieber von der Hand des Henkers, der ihr den Kopf abschlug, die Krone empfangen, als von der Hand ihres Sohnes.

Ihr Sohn stellte ihr auf Antrieb der Königin Elisabeth zuerst vor, daß sie ihm die Krone überlassen, und sich mit einer verhältnißmäßigen, ihrer Würde angemessenen Pension begnügen sollte. Diesen Vorschlag einer Mutter

ter von so grossem Muth, von einem Sohne gemacht, den sie mit so viel Zärtlichkeit liebte, that auf sie eine Wirkung, die man sich kaum denken kann. Sie äusserte mehr Betrübnis, als sie bei ähnlichen Vorschlägen zu thun pflegte; aber sie bewies den nemlichen Widerstaud. Sie antwortete mit sehr viel Muth und Standhaftigkeit, daß ihr Sohn, wie sein Vater, ohne sie weiter nichts wäre, als eine Privatperson, daß ihr die Krone eigenthümlich gehöre, daß er darauf bedacht seyn müßte, ihr ihre Freiheit zu verschaffen, damit er sie dereinst von ihrer Freigebigkeit erhalten könnte, und nicht ihre Gefangenschaft verlängern, in der Vorstellung, Nuzzen von den Gewaltthätigkeiten zu ziehen, die man ihr anthäte.

Diese Erklärung brachte die Sache auf den Punkt, wohin sie Elisabeth gern haben wollte; denn sobald Mutter und Sohn im Mißverständniß waren, wurden mit einemmale alle Verhältnisse und Maasregeln

gebrochen,

gebrochen, welche ihre Freunde zu ihrer Befreiung anwenden wollten. Der junge König fieng an, den Annehmlichkeiten Geschmak abzugewinnen, welche mit der königlichen Würde verbunden waren, und schäzte sie höher als die Pflichten, die er seiner Mutter schuldig war. So daß er, um diese Würde zu behaupten, fast in allen Stükken der Königin Elisabeth gehorchte, aus Furcht sie möchte seiner Mutter die Freiheit schenken, die er mit Verlust seines eigenen Lebens ihr hätte verschaffen müssen, wenn die Leidenschaft zu herrschen bei ihm nicht stärker gewesen wäre, als die natürliche Liebe zum Leben. Der Sohn trennte sich auf die Art nicht blos vom Interesse seiner Mutter, sondern er war ihr auch in ändern Stükken geradezu entgegen.

Jezt blieb der Königin Elisabeth weiter nichts übrig, als Frankreich und Spanien sich geneigt zu machen, und beide Kronen so zu stimmen, daß sie um ihres eigenen Vortheils

theils wegen, nicht füglich mit England brechen konnten. An der Ausführung dieses Plans arbeitete sie unablässig, daß der glükliche Erfolg ihrer Bemühungen ihrem Wunsch entsprach, so wie alle ihre Unternehmungen, die sie nur immer vornehmen mochte, gut von statten giengen, vom Anfang bis zum Ende ihrer Regierung, daß man mit Recht sagen kann, das England daß einzige Reich war, das während ihrer Regierung, von allen innern Unruhen verschont blieb, die durch die Religion veranlaßt wurden, indessen das übrige Europa dadurch von allen Seiten heftig zerrüttet ward.

Indessen, daß sie Gelegenheit suchte, sich an Spanien auf eine gute Art zu rächen, wegen der Kabalen, die Philipp der Zweite ihr gespielt hatte, wußten die Rebellen in den Niederlanden, denen man den Beinamen der Blinden (Galux) gab, nicht weiter, wie sie es anfangen sollten, ein Joch von sich entfernt zu halten, das sie

weit

weit mehr scheuten, als die niedrigste Knechtschaft in der Welt, und baten in dieser äussersten Verlegenheit die englische Königin um Schuz und Beistand. Sie stellten ihr demüthigst vor, daß das Interesse der protestantischen Religion, worin doch ihr ganzes Verbrechen bestünde, sie zu diesem Schritt verleitet hätte, in der Erwartung einer thätigen Hülfe von ihrer Seite, da sie doch die vornehmste Person in der Welt wäre, die sich zu diesem Glauben bekenne, und daß auf der andern Seite ihr eigenes Interesse unmöglich verstatten könne, daß eine Macht, deren der Ehrgeiz nach der Herrschaft von ganz Europa strebte, sich in ihrer Nachbarschaft so vergrössere. Sie ließ sich den Vorschlag gefallen, schikte den Rebellen Hülfstruppen, die in Vereinigung mit denen aus Frankreich den Feinden tapfern Widerstand thaten, so gewiß es ist, daß sie bei Unterbleibung einiger Hülfe von aussen, unwiederbringlich wären verloren gewesen.

Was

Was Frankreich betrift, hatte Elisabeth fast immer hinlängliche Mittel in Bereitschaft, es in Aufmerksamkeit zu erhalten. So ließ sie z. B. ein Gerücht verbreiten, als wenn sie sich mit einem protestantischen Fürsten vermählen wollte. Gleich lies Katharina von Medicis den Vorschlag thun, einen von ihren Söhnen zu heirathen.

Heinrich, Herzog von Anjou, war durch das Absterben Karls des Neunten, König von Frankreich geworden, es mußte also noch der Herzog von Alençon König werden, wenn die Weissagung in Erfüllung gehen sollte, welche allen Kindern der Katharina von Medicis eine Krone versprach. Obgleich diese Königin fast unübersteigliche Hindernisse fand, als man von einer Heirath ihres zweiten Sohnes Heinrich, der bereits König war, mit der Elisabeth sprach, so suchte sie doch eine Vermählung mit dem Herzoge von Alençon zu Stande zu bringen. Elisabeth kann entweder ihre Gesinnung geändert haben, wenn sie auch wirk-

lich vorher die Absicht gehabt hat, sich zu vermählen, oder daß sie diese Verbindung hernach mit Fleiß nicht zu Stande bringen wollte, so gieng sie doch dabei auf eine Art zu Werke, daß ganz Europa glaubte, daß dies Geschäft beinahe so gut als geschlossen wäre. Abgesandten vom höchsten Stande, die sich ohnmöglich zu Werkzeugen eines Betrugs konnten gebrauchen lassen, wurden von beiden Theilen nach Paris und London gesendet. Der Herzog von Alençon machte selbst eine Reise nach England, und die Königin Elisabeth gab durch ihre gnädige und liebreiche Aufnahme zu verstehen, daß mehr als bloße Höflichkeit sie auf die Art zu handeln bestimmte. Er durfte in ihr Kabinet, wenn sie noch in ihrem Nachtkleide war. Eine Gunstbezeugung, welche die Königinnen von England nicht einmal ihrem Gemahl verstatteten; daher müssen die ersten Hofdamen der Königin, sobald sie diesen Posten bekommen, einen Eid ablegen, Niemanden, wer er auch seyn möchte, in dies Kabinet, ohne besondern Befehl der Königin, hereinzulassen.

Diese

Diese Verwegenheit kostete gewissermaßen dem Grafen von Essex seinen Kopf. Aufgeblasen von Stolz und Eitelkeit, daß seine Königin in ihn verliebt sey, wollte er, indem er sie in dieser Lage überraschte, ihr zeigen, in welchem Grade diese Leidenschaft bei ihm wirkte, wenn er eigenmächtig von der allgemeinen Regel eine Ausnahme machte. Elisabeth, deren stärkste Leidenschaft Herrsucht war, wollte nicht eine so auffallende Schwäche zeigen, welche in der Folge die gefährlichsten Wirkungen hervorbringen konnte, und opferte lieber ihre Liebe ihrem Ehrgeize auf. Die Liebe fand bei dieser Aufopferung freilich einen grossen Widerstand, welcher ihrem Herzen ihr ganzes Lebenlang theuer zu stehen kam. Man sagt sogar, daß sie, bei ihrer feinen Politik, dem Grafen Essex während seiner Gefangenschaft zu verstehen gegeben, daß sie ihm vergeben wollte, sobald er gestünde, daß er sie beleidigt hätte; dies soll sie ihm sogar noch auf der Blutbühne haben sagen lassen, allein seine Verblendung

blendung war so groß, daß er glaubte, wenn er sie in die Nothwendigkeit versezte, ihm keine Gnade zu schenken, und sie, so zu sagen nöthigte, ihren Liebhaber zu Grunde zu richten, wäre dies für sie selbst eine tausendmal grössere Strafe, als der Tod selbst, wie man bei dieser Gelegenheit sehen kann; denn indem Elisabeth alles that, ihren Liebhaber zu retten, wollte der Graf kein Wort sagen, um sein Leben zu erhalten.

Nun müssen wir wieder auf die projektirte Heirath des Herzogs von Alençon mit der Königin Elisabeth kommen, welche ganz politisch war, ausgenommen, daß sie ihn wirklich liebte. Eben daher that sie mehr, als sie je gethan hatte, daß sie sogar ihn in ihr Kabinet kommen ließ, weil sie nach Verhältniß der Herablassung auch einen proportionirlichen Lohn dafür zu hoffen gedachte. Sie wollte ihn recht lebhaft überzeugen, daß sie mit ihm weit redlicher verführe, als mit seinem Bruder dem Könige, als er noch Herzog von Anjou war, und

sie mit ihm in den nemlichen Unterhandlungen stand, damit machte sie ihn desto bereitwilliger, sich in die niederländischen Händel zu mischen, darein sie ihn so gern verwikkelt hätte.

Denn da die Rebellen in Flandern einen Chef nöthig hatten, dessen Name und Würde sie gegen Spaniens Macht beschüzte, trugen sie diesem Fürsten diesen beträchtlichen Posten an, und baten ihn, zugleich die Souveränität zu übernehmen. Diese schöne Gelegenheit ergrif Elisabeth mit Freuden, sie stellte Katharinen von Medicis, die während der Regierung ihrer drei Söhne noch immer eine grosse Macht hatte, vor, daß sie sich ohnmöglich entschließen könnte, den Herzog von Alençon ohne ein Fürstenthum, und ohne die geringsten Besizzungen, als die Appanagengelder, welche durch einen einzigen Federstrich verloren seyn könnten, zu heirathen; wenn aber der König, sein Bruder ihm hinlängliche Mannschaft geben wollte

um

um damit die Niederlande wirklich im Besiz zu nehmen, da man ihn schon zum Herrn verlangt hätte, alsdann würde sie, gleich nachdem die Sache in Richtigkeit gekommen, sich mit ihm vermählen.

Wenn dies wirklich geschah, war Maria Stuart verlassen und ihrer Willkühr ganz überlassen, weil hierdurch Frankreich in die Nothwendigkeit gesezt war, ihr keine Hülfe zu leisten, und Spanien war zu unvermögend dazu. Alles geschah, wie es Elisabeth erwartete. Katherina von Medicis ließ sich den Vorschlag gefallen; schon wurden die Ehepunkte zwischen ihrem Sohne, dem Herzoge von Alençon, und der Königin Elisabeth entworfen, und die Niederlande, als ein durch die französischen Waffen erobertes Land, wurden zum Heirathsgut bebestimmt. Wenn Elisabeth durch dies Projekt zwei Absichten erfüllen wollte, nemlich Frankreich in ihr Interesse hinein zu ziehen, und Spanien in Verlegenhiet zu sezzen, so gedachte Katharina ebenfalls aus dieser Heirath

rath keine geringen Vortheile zu ziehen. Sie wollte den Herzog von Alençon fortschaffen, der durch die Hugonotten das ganze Reich beunruhigte, und sich zu ihrem Anführer aufgeworfen hatte; es konnte sich daher keine bessere Gelegenheit finden, ihn von diesem Komplott abzuziehen, da man den Rebellen alles einräumen mußte, was sie nur haben wollten. Ueberdies, da er eine Armee nach den Niederlanden mitnehmen mußte, die größtentheils aus Franzosen bestand, reinigte er dadurch Frankreich von so vielen Landstreichern, die an ein unordentlich Leben gewöhnt, sehr leicht zu überreden waren, in den Krieg gehen. Das ganze Unternehmen hatte den Erfolg, der zu bekannt ist, als das ich nöthig habe, ihn noch weitläuftig zu erzählen.

Indessen empfand Maria nur zu heftig alle die politischen Streiche, die sie Schritt vor Schritt immer näher zur Blutbühne brachten. Ohngeachtet Elisabeth die grau-

samsten

samsten Diener gewählt hatte, denen die Bewachung ihrer vornehmen Gefangenen anvertrauet war, machte doch die Leutseligkeit, Sanftmuth und die Reize dieser schönen Unglüklichen auf ihren von Natur harten Charakter einen so gewaltigen Eindruk, daß sie selbst bei der englischen Königin in Verdacht kamen, weil sie einiges Mitleiden für diejenige bezeugten, die von dem ganzen Volk bedauert ward, nur nicht von ihrer nächsten Blutsverwandtin. Nachdem sie auf die Art mehrmalen den Ort ihres Gefängnisses und ihre Aufseher verändert hatte, ließ sie sie endlich nach Fotheringay bringen, welches weit eher den Namen eines fürchterlichen Kerkers, als eines Schlosses verdiente. Die nächste Aufsicht über die scotländische Königin hatte sie einem gewissen Pawlet aufgetragen, der vielleicht der grausamste Mann auf der Welt war. Keiner stand damals bei der Königin Elisabeth in größern Gnaden, weil keiner mit so viel Grausamkeit die Königin Maria bis jezt behandelt

handelt hatte, als er. Alle ihre Hausofficianten bis auf ihren Hofkapellan, hatte er ihr genommen, um durch diese unmenschliche Härte sie im höchsten Grad zu martern.

Es wird hier nicht am unrechten Orte stehen, wenn ich ein paar Worte von den Schiksalen des Bothwells sage, und was aus ihm geworden ist, nachdem er aus Scotland flüchten mußte. Anfänglich trieb er das Handwerk eines Seeräubers; allein zulezt verlor er ein Seegefecht, und es wäre etwas leichtes gewesen, seiner habhaft zu werden, allein damals lebten noch Murray und Morton, welche besorgten, er möchte das ganze Geheimnis ihrer Verrätherei entdekken. Sie liessen ihn daher nach Dänemark entwischen, wo er geraume Zeit ein sehr elendes Leben führte, bis ihn scotländische Kaufleute erkannten. Sie gaben dem Könige von dieser Entdekkung Nachricht, der ihn sogleich arretiren ließ. Man befand sich in

der

der größten Verlegenheit, weil man nicht wußte, wie man ihn behandeln sollte, als einen König und Gemahl der Königin Maria, als einen Verräther und Mörder, oder als eine unglükliche Privatperson. Die Anhänger des Grafen von Murray verlangten mit aller Gewalt, daß man ihn als einen harten Verbrecher behandeln müßte, und wollten, daß der König von Dänemark Richter bestellte, die ihm seinen Prozeß machen sollten; allein dieser Fürst wollte nicht das Werkzeug seyn, die Leidenschaft eines andern zu befriedigen, und gab zur Antwort, daß er den Vorfall an die Königin Maria geschrieben, und erst ihren Wunsch erwarten müßte. Dies war eine von den Veranlassungen, welche den Grafen von Murray bewogen, der Königin Maria den vorher erwähnten Vorschlag zu thun, sich mit dem Herzoge von Nordfolk zu vermählen, und ihr zugleich zu verstehen zu geben, daß aus dieser Vermählung eher nichts werden könnte, bis sie an den König von Dänemark schrieb,

dem

dem Bothwell seinen Prozeß machen zu lassen; allein sie zog die Sache in die Länge, bis sie die fernern Bosheiten des Grafen von Murray entdeckt hatte, und sich nicht weiter nach seinen Anschlägen richtete, den Herzog von Nordfolk doch heirathen zu können glaubte, wenn sie, unter dem Vorwande, daß Bothwell noch zwei Frauen am Leben hätte, ihre Heirath mit demselben von den Ständen von Scotland für null und nichtig erklären ließ. Auf die Art blieb Bothwell zehen Jahre im Gefängnis in Dänemark, wo er endlich starb, nicht ohne Verdacht daß ihm durch die scotländische Parthei Gift wäre beigebracht worden. Allein kurz vor seinem Ende erzählte er umständlich in Gegenwart sehr ansehnlicher Männer, wie es eigentlich mit der Ermordung des Königs Heinrichs zugegangen wäre. Er sagte aus: er, Murray und Morton hätten allein Theil daran gehabt, ohne daß die Königin auch auf die entfernteste Art darein verwikkelt gewesen wäre. Der König von Dänemark

dachte

dachte so edelmüthig, daß er dies Geständnis an alle europäische Fürsten schikte, ohne an die Folgen zu denken, ohne zu befürchten, daß das Bekenntnis der Unschuld dieser Königin ihm zwei Königreiche zu Feinden machen könnte, nemlich England und Scotland, welche nach ihrem Interesse schlechterdings darauf bestanden, daß die Königin als Verbrecherin erscheinen mußte. Ein solches authentisches Zeugnis ist nicht hinreichend genug, alle die Lügen und Verläumdungen zu widerlegen, welche die Feinde dieser Königin gegen ihre Ehre ausbreiten ließen, durch den Buchanan, den größten Betrüger in der Art, der je gelebt hat.

Einige haben sogar durch Schriften ausgebreitet, daß die Königin Maria von diesem Bothwell eine Tochter gehabt, welche als Nonne in einem Kloster zu Soissons gelebt habe, und auch darin gestorben sey. Allein mit aller der Achtung gesprochen, die ich diesem Schriftsteller schuldig bin, scheint

mir diese Nachricht nicht blos höchst unwahrscheinlich, sondern auch nicht einmal möglich zu seyn. Denn da die Königin nur drei Monate mit diesem Mann gelebt, mußte sie entweder vor ihrer Vermählung von ihm niedergekommen seyn, oder nach derselben, da sie von ihm getrennt war. Was das erste betrift, läßt ihre Tugend so etwas nicht vermuthen, und wenn es wirklich geschehen wäre, hätten ihre Feinde alle die Mühe nicht nöthig gehabt, sie zu der Heirath zu zwingen, da ihre Schwangerschaft alsdenn sehr hinreichend gewesen wäre, die Wünsche ihrer Feinde zu authorisiren, und alle die Sagen, welche man von den Liebschaften der Königin mit Bothwell ausstreute. Und was den andern Fall anbetrift, ereigneten sich gleich, nachdem Bothwell sie verlassen hatte, gewisse Umstände, welche sie nicht so leicht hätte überstehen können, wenn sie schwanger gewesen wäre. So ward sie zum Beispiel genöthiget, zu Fuß vom feindlichen Schlachtfelde bis nach Edinburgh zu gehen,

saß

saß fast immer gefangen, oder befand sich auf der Flucht, und mußte noch viele andere Gewaltthätigkeiten erdulden, die ich hier nicht alle erzählen will. Ausserdem würde gewiß Buchanan, der ihr nur alle erdenkliche Verbrechen schuld giebt, dies gewis nicht vergessen haben, welches diejenigen, die so etwas schreiben ließen, selbst nicht wußten. Und wir wollen einmal den Fall sezzen, es wäre alles wahr, so würde es besser gewesen seyn, daß sie ihr ganzes Lebenlang die Gemahlin des Bothwells geblieben wäre, ob er gleich ein Verräther und Mörder war, als daß sie eine Ehescheidung verlangte, welche ihr ihre Ehre raubte, indem sie dadurch Mutter eines unehelichen Kindes ward. Allein es ist über diese Sache beinahe zu viel gesagt, die ich im Grunde blos deshalb erwähnt, um auch in diesem Stükke die Unschuld dieser unglüklichen Königin meinen Lesern zu beweisen.

Sie konnte geraume Zeit das zwischen Frankreich und England errichtete Bündnis

nicht erfahren. Zwei Abgesandten von den beiden Reichen, Frankreich und Spanien, welche die Handlungen der Elisabeth gegen die Maria in der Nähe zu betrachten Gelegenheit hatten, und vielleicht zu laut davon gesprochen haben mochten, wurden verabschiedet. Elisabeth ließ durch ihre Minister den Herrn von Mauvissiere sehr höflich zurükrufen, der der Königin von Scotland sehr eifrig gedient hatte, wie man aus verschiedenen Danksagungsbriefen sehen kann, die sie an ihn geschrieben, und welche sich in einer Sammlung von Memoiren, die damaligen Zeitumstände betreffend, befinden. Der spanische Abgesandte bekam ebenfalls schleunig Ordre, an seine baldige Abreise zu denken, unter dem Vorwande, daß er um alle die Verschwörungen wüßte, die in Scotland gegen England gemacht wären.

Es war noch nicht genung, daß Elisabeth der Maria allen Beistand nahm, sie

mußte

mußte ihr sogar das Brod nehmen, nachdem sie einigemal sich umsonst Mühe gegeben hatte, sie zu vergiften. Sie war in dieser Bemühung so glüklich, daß Maria kaum einen Theil ihres Wittwengehalts ausgezahlt bekam. Sie mochte noch so klägliche Briefe an die Königin Louise, Gemahlin Heinrichs des Dritten, schreiben, sie richtete damit doch nichts aus; denn die Politik ihrer Feinde machte sie unempfindlich gegen ihre Thränen und ihre Seufzer.

Der Herzog von Alençon war jezt in den Niederlandon, wo er als Herzog von Brabant ausgeruffen war; dieser Schatten von Souveränität öfnete ihm die Augen, was er durch die Vermählung mit der englischen Königin für Macht bekommen würde. Er erkundigte sich immer durch neue Courire, was in diesem Stükke für Punkte sollten festgesezt werden, und Elisabeth, die nicht die geringsten Folgen befürchtete, welche von Seiten der Ehre diese Verbindung

haben

haben könnte, gieng alle Artikel ein, weil sich die ganze Sache immer mehr dem Ende näherte, ohne sich ein ander Mittel zu bedienen, die ganze Sache rükgängig zu machen, welches nie ihr wahrer Ernst gewesen, da sie sich blos auf sein Ehrenwort ihm überlassen. Der Herzog von Alençon freute sich schon über die immer grössere Schwäche der Parthei der Königin Maria in Scotland, in einem Briefe den er an den französischen Abgesandten in England über diesen Gegenstand schrieb; allein er hatte Zeit genug, in der Folge sich darüber zu grämen. Denn die Königin Elisabeth, welche nur darum von einer Heirath gesprochen hatte, um zu verhindern, daß Frankreich Hülfstruppen nach Scotland schikte, bezeugte, da sie von dieser Seite nichts mehr zu fürchten hatte, eine gewisse Kälte in Absicht dieser Heirath, welche die Staatskundigen für einen Korb halten mußten. Hierzu kamen noch die unglüklichen Erfolge, welche des Herzogs von Alençon Unternehmungen in den Nieder-

landen hatten, so daß er auch einige Zeit hernach starb. Dieser Todesfall befreite die Königin von der Sorge, wie sie sich noch deutlicher über die Brechung ihres gegebenen Worts erklären müßte.

Dem ungeachtet wurden immer hin und wieder einige Kabalen zu Mariens Befreiung angesponnen, welches man im Grunde Verräthereien zu ihrem Verderben nennen konnte: denn da ihr Secretair ganz gewonnen war, wie sie selbst kurz vor ihrem Tode aussagte, waren alle Bemühungen, die man zu ihrer Befreiung anwendete, eben so viele Beförderungsmittel zu ihrem Untergange. Throgmorton, ward von der Königin Elisabeth zu allen ihren Geschäften in Scotland gebraucht, so lange Maria noch auf dem Throne war, er sah zu gut das grosse Unrecht ein, das man ihr that, und er konnte ohne Grausen nicht daran denken, daß er das Werkzeug ihres Untergangs gewesen war, denn Elisabeth hatte sich seiner bedient, die Königin

Maria zu bereden, England als ihren Zufluchtsort zu wählen. Da es schwer hält, daß eine Leidenschaft lange ohne Thätigkeit bleibt, ohne die Wirkung hervorzubringen, faßte er mit einemmale den Entschluß, seiner Königin Dienste zu erweisen, und sie aus einem Gefängnisse zu befreien, das man mit allem Recht ein Gefängnis nennen konnte.

Auf seiner Reise nach Frankreich machte er mit einem gewissen Morgan Bekanntschaft, der der Königin Maria Geschäfte in Frankreich besorgte. Sie beredeten sich zusammen, daß sie den Pabst und den König von Spanien zu einer Verbindung bringen wollten, die Königin Elisabeth vom Throne zu stürzen, und die Königin von Scotland in Freiheit zu sezzen. Als er nach England zurükgekehrt war, konnte er sich nicht enthalten, gewisse dunkle Gerüchte, die hierauf Bezug hatten, auszubreiten. Geradezu an Marien zu schreiben, schien ihm ein zu unsicheres Mittel zu seyn, er gab ihr daher

durch

durch gewisse Zeichen und simbolische Vorstellungen die stärkste Hofnung zu ihrer nahen Befreiung.

Er bediente sich zu dem Ende gewisser Embleamen, welche ihr eine nahe Endschaft ihrer Gefangenschaft zu weissagen schienen; unter andern überschikte er ihr ein Gemälde mit dem Argus, welcher mit allen seinen hundert Augen durch den Merkur eingeschläfert war, der auf einen Dudelsake ein Stükchen spielte, und dem Motto:

Der liebliche Gesang, schließt alle seine Augen.

Ein anderes Gemälde stellte einen Merkur vor, der den Argus den Kopf herunter hieb, der einen Schaz bewachte.

Noch mehrere dergleichen Sinnbilder und Anagrammen wurden der Königin Maria überschikt. Alle hatten darauf Bezug,

daß

daß sie gutes Muths seyn sollte, weil sie nicht lange mehr im Gefängnis schmachten dürfte, und die Stunde ihrer Befreiung nahe sey. Alles dies erfuhr die Königin Elisabeth beinahe in dem nemlichen Augenblik, als es die Königin Maria wußte, von Mariens Hausofficianten, welche auf alle ihre Handlungen Achtung geben mußten. Elisabeth wußte nicht, wofür sie sich eigentlich fürchten sollte, oder wen sie zu bestrafen hätte. Sie zweifelte beinah keinen Augenblik, daß alle Katholiken in ihrem Reich zugleich ihre Feinde wären; allein die grosse Anzahl derselben, konnte sie bei dieser Ungewißheit nicht sicher stellen, sie war daher auf ein Mittel bedacht, von allem Nachricht einzuziehen, was in Rom gegen sie geschmiedet ward.

Sie wählte zur Ausführung ihres Plans einen unbekannten Scotländer, gab ihm eine Menge falsche und erdichtete Briefe mit, und befahl ihm, nach Rom zu reisen, und sich dort für einen natürlichen Bruder

des Königs Heinrichs auszugeben. Er sollte vorgeben, man suche ihn allenthalben auf, um ihn hinzurichten, weil er sich zur katholischen Religion bekenne; er käme daher nach Rom und wollte bei Sr. päbstlichen Heiligkeit Schuz und Zuflucht suchen, als die allgemeine Freistätte für alle Christen, er erböthe sich dagegen, so viel Freunde er nur in Scotland und England hätte, alle dahin zu bringen, ihre Kräfte gemeinschaftlich aufzubiethen, Marien aus dem Gefängniß zu befreien, und Elisabeth vom Throne zu stoßsen, welche von allen Katholiken eine geschworne Feindin wäre.

Allein der ganze Betrug ward zum Unglük sogleich entdekt, und die Person, welche sich zu dieser Rolle hatte brauchen lassen, kam in die Inquisition. Indessen verbreitete sich ein allgemeines Gerücht, daß Maria aus ihrem Gefängniß kommen würde. Elisabeth tröstete sich bei dieser unangenehmen Nachricht noch immer damit, daß sich

vielleicht sehr bald eine Gelegenheit ereignen würde, daß sie mit dem besten Schein der Gerechtigkeit ihren Zorn auslassen könnte.

Aus dem Vorigen ist schon bekannt, daß Throgmorton die Absicht hatte, Marien nüzliche Dienste zu leisten, allein gerade da er mit der Verbreitung beschäftigt war, um bald die Ausführung seines Plans zu Stande zu bringen, ward er eingezogen, und fiel in die Hände der Gerechtigkeit. Ob man gleich keine eigentliche sichere Beweise vorlegen konnte, indem alles auf einen bloßen Verdacht und Vermuthungen sich gründete, mußte doch noch eine andere Sache dazu kommen, daß er als ein Criminalverbrecher behandelt ward.

Die Jesuiten hatten immer einen sehr grossen Eifer bewiesen, die katholische Religion in England wieder einzuführen, weil man den heiligen Vater, den die Gewissenssache dieses Reichs so sehr am Herzen

lag,

lag, kein grösseres Vergnügen erweisen konnte, als wenn man diese Väter von der Gesellschaft Jesu zu dieser Mission gebrauchte; so daß sogar einige Herren dieser Gesellschaft, welche dem heiligen Stuhl einen ganz unbedingten Gehorsam geschworen, ihre Bemühung mit einer glorreichen Märtirerkrone bekrönt sehen. Unter andern verdient hier der Pater Campion genannt zu werden, aus dem man auch nicht ein Wort herausbringen konnte, wodurch Maria als Verbrecherin erschienen wäre, so viel Martern man ihn auch nur anthun mochte; weil dieser Jesuit beschuldigt ward, daß er sich in eine Verschwörung gegen das Leben der Königin Elisabeth eingelassen, ward durch ein öffentliches Edikt allen Mitgliedern seines Ordens der Aufenthalt in diesem Reiche untersagt.

Nichts destoweniger kamen immer welche von Scotland nach England, wo sie weit leichter sich insgeheim einschleichen konnten. Es ereignete sich der Fall, daß ein Priester von

dieser Gesellschaft in einer Barke, die ganz mit katholischen Franzosen besezt war, nach Scotland fuhr, und bei dieser Fahrt mit allem was auf dem Schiffe war, einem englischen Seeräuber in die Hände fiel, von welchem Gelichter damals immer viele herumkreuzten. In der Geschwindigkeit gab man nicht auf alle Passagiere genau Achtung, und beobachtete den Jesuiten nicht, und ließ ihn in Freiheit. Er befürchtete aber doch, mit der Zeit erkannt zu werden, zu dem Ende zerriß er ein ziemlich grosses Taschenbuch, das er bei sich hatte, und warf die Stükken ins Meer. Es ereignete sich aber durch einen besondern Zufall, daß durch einen Stoß des Meeres, wie ein Geschichtschreiber des damaligen Zeitalters erzählt, alle diese Fragmente in eine Barke geworfen wurden. Hier sammelte man sie zusammen, brachte sie in Ordnung, und entdekte daraus, daß in England eine Verschwörung im Werke sey, um Marien zu befreien.

Sehr

Sehr bald erfuhr dies Elisabeth, der Verdacht, den man auf den Throgmorton hatte, mußte für hinreichenden Beweis gelten. Er ward nach London in den Tower gebracht, wo er weit mehr gestand, als man von ihm haben wollte. Bald nachher mußte er die Todesstrafe ausstehen, womit Verbrechen von dieser Art bestrafet wurden. Elisabeth verminderte wohl ihre Feinde, allein sie verminderte dadurch nicht ihre Unruhen und Besorgnisse. Tag und Nacht ward sie durch tausend verschiedene Gedanken beunruhigt, die sich in ihrem Gehirn durchkreuzten, nnd die ihr weniger Ruhe ließen, als diejenigen, welche sie mit der äussersten Grausamkeit verfolgte.

Bald faßte sie den festen Entschluß, die Urheberin alles dieses Unglüks aus dem Wege zu schaffen, um welchen Preis auch dies geschehen sollte, und ihr Leben um ihrer eigenen Ruhe aufzuopfern. Dann stellten sich wieder alle christliche Potentaten ihr bewaf-

net

net vor die Augen, welche sich aufgemacht hatten, dies Unrecht zu rächen. Nach einem Augenblik schafte sie alle diese Bedenklichkeiten glüklich aus dem Wege; nun war sie noch immer ungewiß, auf welche Art sie die Sache ins Werk richten sollte. Gift schien ihr nicht ganz sicher zu seyn, eine Ermordung hätte sie in den Augen von ganz Europa zu verhaßt dargestellt, da die That nicht so ganz verborgen bleiben konnte, und eine Verdammung nach allen Formen des Rechts unmöglich. Diese Unentschlossenheit stürzte sie in eine so grosse Traurigkeit und Betrübnis, welche jedermann an ihr sehr leicht bemerken konnte. Graf von Leicester, der seit einiger Zeit ihr größter Favorit war, errieth sehr bald die Ursachen dieser seltsamen Erscheinung, und erbot sich, sie bald davon zu befreien, indem er die Königin Maria aus dem Wege schaffen wollte.

Er reißte wirklich ab mit dem Vorsaz, sein Vorhaben auszuführen; allein Gewissensbisse,

sensbisse, die ihn unter Weges überfielen, die Verzweifelung, worein er sich ohnfehlbar stürzen würde, wenn er die schönste Person auf der Welt umbrächte, und die gerechte Besorgnis, seinen Ruhm und seine Ehre auf immer zu beflekken, nöthigten ihn, seine Rükreise anzutreten. Er gestand der Königin Elisabeth seine Schwäche, und bewahrte sie durch seinen Ungehorsam vor der Grösse eines Verbrechens, das in ihren Augen sehr klein erschien. Nach diesem mislungenen Streich, hielt sie sich für ganz unglüklich, da sie sah, daß ein Mann, der ihr alles zu danken hatte, und dem sie alle Augenblikke den Kopf konnte herunterschlagen lassen, bei der Besorgnis, alles dies zu verlieren, weniger gerührt war, als durch die Vorstellung dieser schauervollen That. Da sie aber doch einmal in ihrem Vorhaben so weit gekommen war, daß sie sich nicht gut wieder zurükziehen konnte, sendete sie dem Pawlet, auf den sie sich ganz sicher verlassen konnte, daß er eine solche barbarische That verrichten

würde,

würde, den Befehl zu, daß er seine Gefangene aus dem Wege schaffen sollte.

In der nemlichen Nacht, als die Stafette mit der bewußten Ordre abgegangen war, erhebet mit einemmale, da bereits alles im tiefsten Schlaf vergraben liegt, eine von den königlichen Kammerfrauen in ihrem Zimmer ein gewaltiges durchdringendes Geschrei, Die Königin wachte durch dies Getöse auf, und fragte nach dem Grund dieses Geschreies. Die Kammerfrau erzählte darauf der Königin, daß ihr im Traume vorgekommen sey, als wenn Marien der Kopf abgeschlagen, und daß darauf der nemliche Henker Ihro Majestät ebenfalls den Kopf heruntergeschlagen hätte. Elisabeth gerieth darüber in Bestürzung, und sagte zitternd zu ihrer Kammerfrau, daß sie den nemlichen Traum gehabt habe. In dieser Unruhe schikte sie sogleich einen Courier nach, der diesen ersten Befehl zurüknehmen sollte. Doch gab sie dem Pawelt bald hernach einen neuen Befehl,

Marien bei dem ersten Lerm, der um ihrentwillen entstünde, umzubringen. Er war auch wirklich einmal auf dem Punkt, seinen Befehl zu vollziehen, weil zufälliger Weise in dem Kamin ihres Zimmers Feuer ausgekommen war, welches er für ein verabredetes Zeichen hielt, daß man etwas zu ihrer Befreiung thun wollte.

Elisabeth glaubte, da alle ihre Unterthanen ihre Absicht kannten, daß doch einer von ihnen so patriotisch denken, und ihr einen Dienst erweisen würde, den sie um desto höher schäzte, je weniger sie sich unterstand, einen mit dem Auftrage desselben beschwerlich zu fallen. Allein ihre Erwartung blieb immer unerfüllt, weil alle einen Abscheu hatten, ein so gräßliches Verbrechen zu begehen. Indem alle diese Leute, selbst ihre Favoriten fest überzeugt waren, daß die Grossen die Verräthereien zwar liebten, ohne die Verräther zu lieben, sie glaubten daher, die Königin Elisabeth wollte deshalb keinen

mit der Ausführung dieser That beschwerlich fallen, weil derjenige, der sie begienge, den Tod zur Belohnung zu erwarten hätte. Da sie am Ende wohl sah, daß die Folgen eines Verbrechens, wofür ein Jeder, nur sie nicht, zurükbebte, allein übernehmen müßte, war sie darauf bedacht, ihre Anstalten so gut zu treffen, daß Frankreich und Spanien sich gewissermaßen genöthigt sahen, mit den Gründen sich zu begnügen, welche sie zur Vertheidigung einer That anführte, die immer sehr ungerecht und höchst abscheulich blieb.

Der Tod des Herzogs von Alençon hatte ohnfehlbar sehr stark auf Frankreich gewirkt, und entgegengesezte Gesinnungen hervorgebracht. Welches sie jezt erst einsehen lernte, daß sie durch ihr eigen Geld und durch ihre eigene Predikken den Aufstand der Reformirten unterhalten hätte. Wenn sie durch dies Betragen dem König Heinrich dem Dritten gerechte Ursache gab, sich über sie zu beklagen, so brachte ihn durch das

nemliche

nemliche Mittel ausser aller Fassung, daß er nicht im Stande war, seine eigenen Beleidigungen zu rächen, und die Beleidigungen seiner Schwägerin, die man so unanständig behandelte. Er befand sich mitten zwischen zwei Faktionen, der Hugonotten und der Guisen, die ihm beide gleich viel zu schaffen machten, obgleich unter verschiedenen Vorwande. Auf die Art hatte er mit genug Feinden in seinem eigenen Reiche zu streiten, ohne erst nöthig zu haben, fremde auswärts aufzusuchen. Elisabeth ihrer Seits, welche die Guisen darum für ihre fürchterlichsten Feinde hielt, weil sie mit ihrer königlichen Gefangenen so nahe verwandt waren, unterstüzte so viel sie nur immer konnte, die Parthei der Hugonotten, welche ohne diese Hülfe sehr bald von der entgegengesezten Parthei wären unterdrükt worden. Sie hatte daher nichts weiter nöthig, als ihren Plan auszuführen, und sie hatte auf die Art von Seiten Frankreichs nichts zu befürchten.

In

In Ansehung Spaniens war der Fall nicht ganz der nemliche. Die Rebellen in den Niederlanden waren in zwei bis drei Schlachten geschlagen worden, und der Tod des Prinzen von Oranien, der ohngefähr um die Zeit ermordet ward, hatte ihnen allen Muth genommen. Weil nun auf die Art der König Philipp in den Niederlanden wieder die Oberhand bekam, mußte die Königin Elisabeth nothwendig auf neue Hülfsmittel bedacht seyn, wie sie ihn sich vom Halse schafte, oder wie sie alle seine Pläne wenigstens unschädlich machte. In diesem Stükke ließ sie es an nichts fehlen, und sie ließ allen seinen Klagen Gerechtigkeit wiederfahren, und ganz verblümt ließ sie sich merken, da sie entschlossen wäre, sich zu vermählen, wollte sie sehr gern einen Gemahl von seiner Hand annehmen. Entweder sezte Philipp in ihre Reden ein Vertrauen, oder er glaubte, daß er am Ende sie noch besser betrügen würde, die Folgen waren wenigstens immer die nemlichen, als wenn

er noch so sehr von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt gewesen wäre.

Nachdem sie glaubte, die beiden grössern Mächte von Europa, welche allen übrigen gleichsam Gesezze vorschreiben konnten, auf ihre Seite gebracht zu haben, legte sie auch ihren Plan zu dem nemlichen Zwek bei dem Könige von Scotland, dem Sohne der Königin Maria, an, den wir von jezt an immer Jakob den Sechsten nennen werden. Wir haben schon vorher gesehn, wie sie ein Mittel gefunden, die Mutter mit dem Sohne zuentzweien, weil sie befürchten mußte, daß ihr gutes Verständnis ihn zum Schaden und Nachtheil gereichen könnte.

Elisabeth gab ihm dazu häufige Gelegenheiten; sie ließ öfters ausbreiten, daß Maria nun bald wieder nach Scotland kommen, und von ihrem Reich und Throne Besiz nehmen würde, daß sie ihn mit leichter Mühe dahin brachte, ihr alles zu vergeben.

nur

nur nicht die Loslassung seiner Mutter. Auf die Art wurden die Bande der Natur, die diesen Sohn mit seiner Mutter verbanden, getrennt, ob er sie gleich nie gesehen, weil man sie ihm als ein Ungeheuer abzumahlen suchte. Diese Banden waren nicht stark genug, daß sie seiner Leidenschaft zu herschen widerstanden, welche oft so heftig ist, daß ein grosser Mann aus dem Alterthum sagt, daß sie sogar ein Verbrechen entschuldigen und für rechtmäßig halten könnte. Demnach war Jakob der Sechste auf weiter nichts mehr bedacht, als sich mit der Elisabeth ganz enge zu verbinden, um sich seiner Krone zu versichern, und wenn er ja einige Schritte zum besten seiner Mutter unternahm, so geschah dies aus dem nemlichen Grunde, weshalb Elisabeth noch immer gehindert ward, sie umbringen zu lassen.

Kaum sah sie ihren ganzen Plan und die Lage der Umstände dahin gediehen, wohin sie sie zu haben wünschte, als sie keinen Augenblik verlieren wollte, den lezten Akt

des blutigen Trauerspiels zu endigen, das je auf dem grossen Welttheater gespielet ward. Die Schaubühne war dazu schon völlig eingerichtet und man kann wohl sagen, daß die Zuschauer ebenfalls bereit waren, diese höchst traurige Scene mit anzusehen, ohne zurükzubeben. Es blieb weiter nichts übrig, als diesem Theaterstük eine gewisse Form zu geben, und wenigstens allen christlichen Potentaten, die mit der Königin Maria verwandt oder verbunden waren, diejenige Schonung und Achtung dem Scheine nach zu erweisen, die man ihnen schuldig zu seyn glaubte. Elisabeth stellte sich nemlich, als wenn sie über diese wichtige Sache sehr lange nachgedacht, ob sie gleich seit so vielen Jahren schon fest entschlossen war, diese That einmal auszuführen. Um ihren künstlich angelegten Plan nach Wunsche auszuführen, sprach sie von weiter nichts, als ihre Gefangene loszulassen und ließ sich auch zu dieser Absicht gewisse Bedingungen vortragen, die sie nie eingehen wollte, da sie wohl wußte, daß sie

tausend Gelegenheiten finden würde, sich herauszuwikkeln, wie es auch hernach wirklich geschah.

Denn gerade, als Jeder, nur sie ausgenommen, glaubte, daß Maria nun bald von ihrer Gefangenschaft befreit seyn würde, als sich Frankreich und Spanien schon im voraus darüber freuten, mußte eine angeblich entdekte Verschwörung mit einemmale alle Versprechungen zerstören und brechen. Denn da Elisabeth wußte, das ungeachtet ihres Verbots, daß kein Jesuit bey Lebensstrafe ihr Reich betreten sollte, und ungeachtet sie allen ihren Unterthanen untersagt, diesen geistlichen Herren ein Obdach zu vergönnen, wenn sie nicht für Verbrecher der beleidigten Majestät gehalten werden wollten, dennoch verschiedene hereinkämen, wollte sie dies Edikt in einer Parlamentssizzung erneuern, und einige neue Artikel hinzufügen, die den Aufenthalt der Jesuiten in England erschwerten. Allein ein gewisser Doktor der Rechte,

Namens

Namens Pave, widersezte sich diesem Befehl so strak, entweder weil er ein Katholik oder in eine Verschwörung verwikkelt war, wie man hernach vorgegeben, daß er wirklich dergleichen eingestanden haben soll, daß er sogleich festgesezt ward. Er ward sogleich gerichtlich befragt, und über alles, worauf man Verdacht hatte, vernommen. Ein gewisser Geschichtschreiber erzählt, dieser Mann habe gestanden, daß er von dem spanischen Abgesandten in Venedig, wohin er eine Reise gemacht, wäre beredet worden, die Königin Elisabeth umzubringen; einige katholische Theologen hätten ihm zwar gesagt, daß die Sache höchst strafbar wäre, und daß er sich darüber ein Gewissen machen müßte, allein wieder andere hätten ihm das Gegentheil versichert. Kurz, die Sache mag eigentlich zusammenhängen, wie sie immer will, er ward hingerichtet. Von dieser Zeit an, ward die Königin Maria weit enger eingeschlossen, man bemächtigte sich aller ihrer Pappiere, und sie ward in eine solche

armselige Lage versezt, daß sie in diesem Zustande den Tod noch für eine Gnade halten konnte.

Da Elisabeth die Absicht hatte, sie in aller Form verdammen zu lassen, fürchtete sie gewaltig, daß ihr Projekt scheitern würde, wie es wirklich das erstemal geschehen war als ihre eigene Unterthanen sie in York anklagten. Sie glaubte nicht ganz sicher zu gehen; weil sie Richter von ihren Kreaturen sezte, wenn sie den Secretair der Königin Maria bestochen hatte, um sie aller der Verbrechen zu überführen, welche sie für erforderlich hielt, um dem Scheine nach keine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn sie das Urtheil derjenigen unterschrieb, welche aller dieser Verbrechen angeklagt, und überwiesen ward, daß sie solche begangen habe. Sie mußte erst deshalb ein eigenes Gesez ergehen lassen, um diejenige für strafbar zu erkennen, die nie eines Verbrechens überwiesen, oder die wenigstens von ihr nicht verurtheilt werden konnte.

Zu dem Ende ließ sie unter der Authorität des Parlaments einen Befehl ergehen, nach welchem alle, die des Verbrechens der beleidigten Majestät überführt worden, von welchem Stand und Würden sie auch immer seyn mochten, eben so, wie die Unterthanen, bestraft werden sollten. Und sogar im Fall, wenn diejenigen, welche dieses Verbrechens überwiesen wären, Erben der englischen Krone seyn sollten, sie und ihre Nachkommen auf immer von der Nachfolge ausgeschlossen wären. Den Namen ausgenommen, war Maria durch diesen Befehl ganz genau bezeichnet. Dies Gesez war wirklich für sie allein gemacht, denn man hatte kein neues Gesez erst nöthig für diejenigen von den Grossen von England, die Anspruch auf die Krone machen konnten, wenn sie gegen die Königin Elisabeth eine Verschwörung anstiften, da ja schon verschiedene von ihnen um sehr geringe Ursachen, ehe daß man sie völlig überführen konnte, waren hingerichtet worden.

Auf die Art war soweit alles vortreflich angelegt Marien zu verdammen. Alle, die man darüber vernehmen wollte, waren schon vorbereitet, alles mit Geduld zu ertragen. Das, was das erstemal mit den Richtern geschehen war, wovon die meisten Marien für unschuldig erklärt hatten, durfte Elisabeth jezt nicht befürchten, indem sie fest überzeugt war, daß keiner von ihr einen ähnlichen Anftrag annehmen würde, der ihren Willen strenge zu erfüllen nicht bereit wäre. Höchst wahrscheinlich war es daher, daß sie von dieser Seite ihren Plan glüklich ausführen würde, allein von der andern Seite besorgte sie noch immer, daß der Secretair der Maria nicht völlig nach ihrem Wunsch sich verhalten würde.

Er hatte sich durch Geld gewinnen lassen, und diente allen, die ihn dafür bezahlten, indem er ihnen von den geheimsten Plänen der Königin Maria, seiner Gebietherin, Nachricht gab. Daher waren alle Be-

mühungen

mühungen, die man bis jezt zu ihrer Befreiung angewendet hatte, vergebens gewesen. Da es gewöhnlich sehr schwer hält, wenn man einmal den Weg des Lasters betreten, wenn man einmal alle Schranken von Pflicht und Gewissen überschritten hat, stille zu stehen, und in sich zu gehen, ließ sich sogar dieser Bösewicht — Navee ist sein Name — von der Königin Elisabeth bereden, daß er ihr dienliche Mittel vorschlagen möchte, ihre Gefangene zu Grunde zu richten. Dies geschah denn auch wirklich auf folgende Art.

Da die Katholiken in England beständig verfolgt wurden, und jezt mehr als jemals so machten sie immer Komplotte und Verbindungen, um sich einige Erleichterungen zu verschaffen, und zugleich Mariens Befreiung zu bewirken, welches immer zwei von einander unzertrennliche Dinge waren. Bei allen diesen Unternehmungen gieng man gewöhnlich mit mehr Eifer und Klugheit

zu Werke, und der schlechte Erfolg, den sie gewöhnlich alle hatten, war der sicherste Beweis, daß sie nicht gehörig geleitet wurden. Gewisse Leute, die nichts zu verlieren hatten, thaten gewöhnlich dergleichen Vorschläge dem Pabst, der sie dem König von Spanien kommunicirte, indessen die Rädelsführer von dem Gelde der einen und der andern Parthei lebten. Der größte Theil des Wittwengehalts der Königin Maria ward auf dergleichen unnüzze Kosten verwendet. Es war einmal eine Zeit, da sie von dergleichen nichts wissen wollte, aus Furcht die Königin Elisabeth zu erbittern, welche mehr als einmal sich stellte, daß sie in dem besten Vernehmen mit ihr zu leben wünschte; da sie aber hernach mehr als zu deutlich sah, daß ihr ganzes Betragen immerwährende Betrügereien enthielte, nahm sie zu ihren ersten geheimen Kunstgriffen weiter ihre Zuflucht. Am Ende merkte sie wohl, daß sie nie aus dem Gefängnisse kommen würde, wenn ein ähnliches Mit-

tel sie davon befreite, und eben deshalb hieng sie daran mehr als jemals.

Sie hatte einmal an den Pabst geschrieben, daß alle christliche Potentaten sie verliessen, und wenn Sr. Heiligkeit ihr nicht beiständen, müßte sie alle Hofnung einer Befreiung auf immer aufgeben. Dem Pabst fehlte es freilich nicht an guten Willen, allein er war selten im Stande etwas mehr für sich selbst zu thun, als etwas Geld herzugeben; auch diesmal verstand er sich zu einer ansehnlichen Summe, sobald er die Sachen so würde eingeleitet haben, daß er von der guten Anwendung des Geldes überzeugt seyn könnte. Auf die Art sezte Morgon, der in Paris Korrespondent der Königin Elisabeth war, alles in Bewegung, um eine neue Verschwörung zu Stande zu bringen, weil er glaubte, daß alles übrige blos aus Mangel am Gelde rükgängig geworden wäre.

Eine

Eine grosse Menge Menschen in Rom erboten sich, in England einen solchen unerwarteten Streich zu spielen, daß sich mit einemmale die ganze Lage der Sache ändern müßte. Allein man konnte, oder man wollte sie nicht hören, entweder weil man nicht gern zu solchen verhaßten Mitteln schreiten wollte, oder weil einer an der Aufrichtigkeit dieser eifrigen Katholiken zweifelte, welche diese Anerbietungen aus dem nemlichen Grunde, wie die andern thaten, weil sie gerne Geld haben wollten. Elisabeth hatte überall so gute Spione, daß sie sogleich von allem und jedem Nachricht erhielt. Kaum war eine Verschwörung gegen sie im Werke, als sie auch beinah in dem nemlichen Augenblik alle genaue Umstände davon erfuhr, so daß die meisten Verschwörungen bereits in der Geburt erstikt wurden. Nachdem sie aber den Plan entworfen, die Königin Maria durch dies Mittel zu Grunde zu richten, war sie selbst, vermittelst der Verräther, die sie im Kabinet dieser Königin hatte, beförderlich,

eine

eine Verschwörung bis auf den Punkt der Ausführung zu leiten.

Es war zu Rhemis in Champagne ein Seminarium von englischen Priestern angelegt, welche man zu dem Ende erzog, um sie hernach zu den Missionen ihres Vaterlandes zu verschiffen. Weil ein solches Amt allerdings sehr gefährlich war, da alle Galgen mit katholischen Priestern angefüllt waren, welche der angeborne Haß dieser Königin aufgeopfert hatte, unterhielten sie, sobald sie nach England kamen, beständige Todesgedanken, weil die wenigsten mit dem Leben davon kamen. Diese Verachtung des Lebens flößte ihnen Gedanken ein, welche denen nie einfallen, die ihr Leben lieben; sie redeten öfters unter einander, wie sie durch einen verwegenen Streich England von einem Tirannen befreien wollten, der schon so viel katholisches Blut vergossen hatte. Unter andern fand ein gewisser Ballard, der darum eine Reise nach England gemacht

hatte,

hatte, alle Priester in der besten Verfassung, alles zu unternehmen, zum Besten einer Sache, die von ihnen so heilig gehalten ward. Er reißte nach Frankreich zurük, blos in der Absicht um die Sache noch weiter zu treiben, und sich noch mehrere Anhänger zu verschaffen. Unterweges begegnete er einem, Namens Maud, Emissar von Walsingham, dem vornehmsten Minister der Königin Elisabeth. Dieser Mann weiß sich so gut zu verstellen, daß er gezwungen wird, ihm etwas von seinem Plane zu entdekken, in der Vermuthung, daß er ein Katholik wäre. Auf die Art ward Elisabeth von der ganzen Verschwörung augenbliklich unterrichtet, und konnte auch ganz standhaft den Ausgang erwarten.

Indessen sezt Ballard seine Reise fort, kommt nach Paris, wo er sich mit Bernardin von Mendosa mündlich unterredete, ein Mann, der damals spanischer Abgesandter in Frankreich war, welche Würde er

lange

lange in England bekleidet hatte, und auf die Art ganz genau die Staatsverfassung des Reichs und die Mittel kannte, welche man gebrauchen mußte, die katholische Religion wieder einzuführen und Marien in Freiheit zu sezzen. Selbst Elisabeth, die ihn wegen einer gegen sie angesponnenen Verschwörung im Verdacht hatte, gab ihn damals mit einigen harten Ausdrükken seinen Abschied, wodurch beinahe ein gänzlicher Bruch zwischen beiden Kronen entstanden wäre. Ballard that dem Gesandten nochmals einen Vorschlag, den man bereits so oft ohne Erfolg gethan hatte, daß er aus Flandern nach England möchte Truppen bringen lassen.

Er stellte ihm vor, daß noch nie die Lage der Sachen für sie so gut als jezt stünde. Das die Niederlande sehr leicht auf einige Zeit eine Armee missen könnten, welche der König Philipp daselbst hätte, und daß in England beinahe alle Einwohner über die Grausamkeiten der

Elisa-

Elisabeth so erbittert wären, daß bei dem ersten Geräusch von Empörung nicht blos die Katholiken, sondern auch sehr viele andere gegen sie die Waffen ergreiffen würden.

Der Gesandte Mendosa gab ihm hierauf den kurzen Bescheid: daß so lange die Königin Elisabeth am Leben wäre, möchte wohl schwerlich ein Mittel ausfindig zu machen seyn, etwas in diesem Lande auszurichten, weil alle dergleichen Unternehmungen nicht so geheim könnten betrieben werden, daß sie nicht etwas davon erführe und die Sache hintertriebe.

Die Absicht des Gesandten mag gewesen seyn, ihm entweder seine Gedanken über dergleichen Unternehmungen zu sagen, oder den Ballard noch höhere Vorstellungen von seinem Plane zu geben, sie thaten wenigstens auf ihn die Wirkung, daß er sich entschloß, nach England sogleich zurükzureisen, und die Sache vornemlich von

der Seite zu betreiben, worauf der Gesandte ihn aufmerksam gemacht hatte.

Als ein Kavalier verkleidet, reißte er unter dem Namen eines Kapitains Ferscu nach England. Kaum ist er in London angekommen, als er mit einem jungen katholischen Edelmann, Namens Babington, Bekanntschaft macht. Zu der Zeit als er sich in Paris aufgehalten, war er mit dem Erzbischof von Glasgow, und dem bekannten Agenten der Königin Maria, Morgan, in genaue Verbindung gekommen. In ihren gewöhnlichen Unterredungen sprachen sie beinahe von weiter nichts, als von den seltenen Verdiensten und bewundernswürdigen Eigenschaften dieser Königin. Da dieser junge Mann sehr viele körperliche Schönheiten und grosse Geistestalente besaß, und überdies beinah in allen Wissenschaften nicht fremd war, stellten ihm seine Freunde mehr als einmal vor, daß wenn er nur erst Gelegenheit hätte, sich der Königin in Eng-

land

land vorstellen zu lassen, er gewis von dieser Prinzessin alles erwarten könnte, da sie Männer von Verdiensten zu schäzzen wüßte. Aufgeblasen von diesen Hofnungen, fliegt er über das Meer mit Empfehlungsschreiben an die Königin Maria, die von dieser Zeit an sehr viel aus ihm machte. Sie nimmt ihn zu ihren Korrespondenten an, um ihn alle Briefe insgeheim einzuhändigen, die man an sie schrieb. Dies sein Geschäft währte so lange, bis die Königin unter die Aufsicht des Pawlet kam, der seinen Auftrag so genau erfüllte, daß er nicht weiter als Korrespondent ihr dienen konnte.

Mit diesem jungen Manne errichtete Ballard eine genaue Freundschaft, er machte ihn nach und nach mit dem Plane bekannt, den er in Absicht Englands entworfen hatte. Von ihm erhält er die nemliche Antwort, als von dem Gesandten Mendosa, er stellt ihm vor, daß die Königin Elisabeth nicht

mehr

mehr lange leben würde, weil ein gewisser Savac blos in der Absicht über das Meer gekommen sey, um die erste beste günstige Gelegenheit zu benuzzen, sie aus dem Wege zu räumen, der Ausgang möchte auch beschaffen seyn, wie er immer wollte.

Babington konnte nicht begreifen, wie ein Unternehmen von so grosser Wichtigkeit von einem Einzigen ausgeführet werden könnte, er meint, es müßten wenigstens sechs daran Theil nehmen, und wirbt zu dem Ende den Savac noch dazu, in der Voraussezzung, daß sein Beitritt nicht ganz ohne Wirkung seyn wird. In dieser Rüksicht machte er einen neuen Entwurf, wie dies ganze Unternehmen glüklich zu Ende gebracht werden könnte. Er schrieb an Mendosa, auf welche Art die Truppen aus Spanien am besten an die Insel landen und sich der festen Plässe bemächtigen könnten.

Indessen erhielt er Briefe von der Königin Maria, welche ihm wegen seines langen

gen Stillschweigens einen kleinen Verweis gab, und ihn befahl, durch den französischen Abgesandten, sobald als möglich, zu schreiben, In seiner Antwort meldete er der Königin, daß die Unmöglichkeit seine Briefe an sie so sicher abzuschikken, daß sie keinen andern in die Hände fielen, blos Schuld an seinem langen Stillschweigen wäre, bald aber würde sie von dieser, so wie von vielen andern Sorgen befreit seyn, weil sechs junge Männer mit festem Muth entschlossen wären, ihre Feindin aus dem Wege zu schaffen.

Dieser Brief kam, wie alle andere in die Hände ihres Secretairs Navee, den Elisabeth bestochen hatte. Er zeigte ihn der Königin Maria, seiner Gebietherin, nicht einmal, indem er gewis wußte, daß ob sie gleich nichts so sehr wünschte, als sich in Freiheit zu sehen, sie doch nie zu einem solchen Schritt ihre Einwilligung geben würde, wenn man ähnliche Mittel als dieses dazu gebrauchen wollte. Sobald er diesen Brief

der

der Königin Elisabeth in Abschrift geschikt hatte, beantwortete er ihn im Namen seiner Gebietherin, ohne daß diese das geringste darum wußte. Sie lobte darin seinen und seiner Gehülfen Eifer, den katholischen Glauben zu befördern, aber sie empfahl ihnen vor allen Dingen die Sache als das größte Geheimnis für sich zu behalten, und in diesem Stük auf jeden ohne Unterschied ein Mistrauen zu sezzen. Sie führte noch einige kleine Umstände an, die zur schnellen Ausführung ihres Plans dienen könnten und schloß damit, daß er nur seinen Freunden versichern könnte, daß sie in der Folge alles thun würde, um für diese Verbindlichkeiten dankbar zu seyn.

Babington fühlte sich schon als ein Mann von vieler Wichtigkeit, als ein Mann, der sehr bald einen Streich ausführen würde, worüber ganz Europa erstaunen müßte. Da er sicher glauben mußte, daß er mit der Königin Maria in Unterhandlung stünde,

daß diese seinem ganzen Plane Beifall gäbe, mußte er auf weiter nichts bedacht seyn, als, sobald nur möglich, sein Vorhaben auszuführen. Zu diesem Ende verbindet er sich mit einigen katholischen jungen Leuten, wovon die vornehmsten waren, Eduart von Windsor, Thomas Salisbury, Karl Tilney, von der Leibwache der Königin Elisabeth, Chidloc Tichbourne, Eduart Abington, Robert Zage, Johann Travers, Johann Charnok, Johann Jones, Savac, von dem ich schon vorher etwas gesagt habe, Barnwell, aus einer berühmten und ansehnlichen irländischen Familie, Heinrich Dun und ein gewisser Nolley, der in den scotländischen Affairen sehr viele Kenntnisse hatte, welcher fast wider seinen Willen sich mit dieser Gesellschaft verband, und, wie man wenigstens hernach geglaubt hat, blos in der Absicht, das ganze Komplott anzugeben.

Babington entdekte nicht allen zusammen den Hauptbewegungsgrund seines Plans, und

die eigentliche geheime Absicht ihrer geheimen Verbindung. Hierum wußten nur blos Tichbourne, Tilney, Barnwell, Charnok, Savac und Ballart, welche ihm versprachen, die Königin Elisabeth umzubringen. Diesem erzählte er alle, auch die verborgensten Ursachen ihrer Verbindung, ob gleich die vier ersten nur mit viel Mühe sich entschliessen konnten, ihre Hände und ihr Gewissen mit dem Blute ihrer Königin zu beflekken. Was den Salisbury betraf, mit dem Babington darüber sprach, erklärte er sich ganz frei, daß er bereit wäre, alles zu wagen, wenn er dadurch die Königin Maria aus ihrem Gefängnisse retten könnte, aber nie würde er sich entschliessen, die Königin Elisabeth zu ermorden. Als er sah, daß er ihn auf die Art nicht gewinnen könnte, bat er ihn, das tiefste Stillschweigen darüber zu beobachten, wozu überhaupt sich alle durch einen Eid verbindlich machen mußten, ehe man ihnen das geringste von dem ganzen Geheimnis entdekte.

Indessen kamen die Verschwornen alle Tage zusammen, bald zu St. Guillas, bald in der St. Paulskirche, bald in den Koffeehäusern und Gelagen, wo sie immerwährende Festins hielten, indem sie sich ganz sichere Rechnung auf die glükliche Ausführung ihres Plans machten, weil sie alsdenn alle, keiner ausgenommen, grosse Reichthümer erhielten. Sie handelten so auffallend als junge unerfahrne Leute, daß ihre gewöhnlichen Unterredungen darin bestanden, die Königin Maria zu loben, die Tapferkeit der Scotländer zu erheben, welche ihren König, Jakob den Sechsten, aus den Händen des Grafen von Gowrie, zu befreien gewußt hätten, und von demjenigen, der den Prinzen von Oranien umgebracht hatte, als von einem Helden sprachen. Sie liessen sich sogar, jeder besonders abmahlen, mit der Unterschrift:

„Meine Kammeraden sind die, welche der Gefahr Troz biethen."

Da

Da diese Unterschrift ihnen zu merklich war, und deshalb zu gefährlich zu seyn schien, vertauschten sie sie mit folgender:

„Niemand kennet meine Gedanken.“

Elisabeth bekam einige von diesen Gemälden zu sehen, ohne eins davon zu erkennen. Da sie aber immer eine starke Wache bei sich hatte und auf alles genau Achtung gab, auch gewiß war, daß sie den Ausbruch der Verschwörung so lange aufhalten könnte, als sie nur immer wollte, war sie bei allen diesen Vorkehrungen ganz ruhig.

Ehe Babington etwas ausführte, wollte er erst wegen der Truppen aus Flandern gewisse Sicherheit haben, zu dem Ende war er willens, selbst dahin eine Reise zu machen, um dem Herzog von Parma Nachricht zu geben, daß alles jezt sehr gut eingeleitet wäre, und daß er jezt blos auf Mittel bedacht seyn müßte, wie die Mannschaft

schaft nach England gebracht werden könnte welches nicht eher geschehen müßte, als bis der erste Akt des Trauerspiels geendigt wäre.

Er wünschte, daß Ballard vorher nach Frankreich reisen möchte, er hatte auch bereits für ihn von Walsingham den Abschied, daß er diese Reise machen könnte, indem er den Vorwand gebrauchte, daß er der Königin Elisabeth nüzliche Dienste erweisen könnte, indem er ihr alles entdekte, was die Königin Maria in dieser Gegend gegen sie zu unternehmen suchte. Walsingham gab ihm die gebetene Erlaubnis desto lieber auf Befehl seiner Gebietherin, da er die wahren Absichten des Babington wußte. Die Königin wollte nemlich, daß die Verschwörung so weit bis zum wirklichen Ausbruch gedeihen möchte, damit sie einen desto scheinbarern Vorwand hätte, die Königin Maria zu Grunde zu richten.

Indessen weil er seine Reise immer von Tage zu Tage verschob, weil immer andere

Geschäfte

Geschäfte darzwischen kamen, war es nöthig, daß Elisabeth die Verschwörung noch länger abwartete, um zu sehen auf welchen Punkt sie eigentlich kommen möchte. Babington hatte unter der Zeit seinen leztern Brief, wovon ich schon etwas gesagt habe, noch verschiedene andere an die Königin Maria geschrieben, welche zwar nichts von der Verschwörung gegen das Leben der Königin Elisabeth sondern blos von dem Plan redeten, den er nebst verschiedenen andern hatte, sie aus ihrem Gefängniß zu befreien. Diese Briefe hatte ihr Secretair Navee ihr alle vorgezeigt, und sie hatte die Antworten nach dem Inhalt derselben einrichten lassen, indem sie bezeugte, daß sie allen denen ungemein verbunden seyn würde, die sie aus einer so langen Gefangenschaft befreien würden. Sie schlug sogar selbst das Mittel zu ihrer Befreiung vor, welches darin bestand: man sollte entweder einen Heuwagen unter dem Eingange des Schlosses, wo sie gefangen saß, umwerfen, daß sie so von der Höhe

herab

herab ohne Gefahr auf diesen Heuberg springen könnte, oder daß man sie, wenn sie ihren gewöhnlichen Spaziergang machte, entführte.

Um diesen Briefwechsel ungestört fortsezzen zu können, mußten einige treue und beeidete Leute, in der Gegend, wo Maria sich aufhielt, wohnen, um die Briefe der Verschwornen in Empfang zu nehmen, und sie so lange bei sich behalten, bis sich eine Gelegenheit ereignete, sie der Königin sicher einhändigen zu können.

Die Gräfin von Arundel, der Baron von Lomley, und Heinrich Howart wohnten nicht weit von dem Schloß, worin die Königin Maria saß, sie lehnten aber, ob sie gleich katholisch waren, diesen Auftrag von sich ab, weil ihnen die ganze Sache zu gefährlich vorkam. Als die Verschwornen nicht wußten, wem sie sich unter solchen Umständen anvertrauen sollten, erbot sich ein gewisser Priester, Namens Gilbert Gif-

fort, ihnen in diesem Stük nüzliche Dienste zu leisten. Dieser Priester bezog daher ein Haus, das nicht weit von dem Wohnort der Königin Maria entfernt war, und machte sich bereit, sein Geschäft mit aller Vorsicht und Gewissenhaftigkeit auszuführen. Babington wollte erst versuchen, ob diese angebotene Gelegenheit wohl sicher seyn möchte; er nahm ein Stük unbeschriebenes Papier, legte es in eine Briefform, siegelte es zu, und schikte es fort. Als er Nachricht erhielt, daß die Königin Maria diesen Brief wirklich erhalten hatte, machte er sich nicht das geringste Bedenken, durch den nemlichen Weg öfter an sie zu schreiben, und ihr nichts zu verschweigen, was die Verschwörung angieng. Allein von beiden Seiten wurden sie gewaltig in ihrer Einbildung getäuscht.

Selten unternimmt man einen so äusserst gewagten Coup, ohne daß man durch ein gewisses Etwas von derselben Gewalt dazu angetrieben wird; und diejenigen, die

ohne

ohne diesen grossen Bewegungsgrund bei einem Unternehmen von solcher Wichtigkeit zu handeln scheinen, gehen entweder dabei nicht ganz ehrlich zu Werke, oder sie führen ihren Plan und das ganze Unternehmen nicht wirklich aus. Obgleich das Interesse der Religion und der Ehre öfters so stark auf gewisse Personen wirkt, daß man durch sie grosse Dinge ausrichten kann, allein selten ist dies wirklich der Fall, und man bedient sich nur zu oft dieser schönen Namen, um die Leidenschaften zu bemänteln, die man nicht gern gestehen mag.

Dies war gerade der Fall bei dem Priester Guifford, der sich selbst erboten, den Verschwornen zu dienen, unter dem Vorwande, daß er zum Besten der Religion sich diesem Geschäfte unterzöge; allein in der Folge sah man bald, daß er diesen Schritt blos darum gethan, um davon seinen Lebensunterhalt zu haben, nach dem Beispiel so vieler anderer, welche von dieser Verschwörung

rung, die man zur Befreiung Mariens unternommen, sehr gut leben konnten. Denn sobald er merkte, daß sein Geschäft für ihn zu gefahrvoll werden möchte, begieng er nach seiner schwarzen Seele die Niederträchtigkeit, daß er die ganze Verschwörung den Staatsministern der Königin Elisabeth entdekte, weil er glaubte, daß er, ohne viel erst zu wagen, weit besser zu seinem Zwek kommen könnte. Er gab daher von der ganzen Sache Walsingham Nachricht, und meldete ihm zugleich, warum er sich in dieser Gegend aufhielt.

Dieser Staatsminister, der ein grosser Feind von der Königin Maria war, und sich dadurch bei der Königin Ellisabeth beliebt zu machen suchte, befahl dem Priester in seinem Geschäfte fortzufahren, allein er möchte alle Briefe, die in dieser Sache an ihn kämen, oder durch ihn besorgt würden, in Abschrift ihm überschikken.

Gifford ließ sich sehr gern dazu gebrauchen. Weil die Königin und ihre Verschwornen so wenig Schwierigkeit fanden, an einander zu schreiben, und an nichts weniger als Verrätherei dachten, gaben sie sich oft Nachricht von dem Fortgange ihres Unternehmens. Man befahl sogar dem Pawlet, daß er durch den Gifford einen von den wachhabenden Officieren der Königin Maria bestechen sollte; welches auch wirklich geschah. Es wurde in der Mauer des Schlosses ein Loch gemacht, worein sie alle Briefe legen, und die Antworten auf dieselben finden konnten. Der Secretair Navee, gab, wie wir schon vorhin bemerkt haben, nur solche Briefe der Königin, welche blos etwas von ihrer Befreiung enthielten; die andern beantwortete er allein, aber in ihrem Namen, indem er ihre Unterschrift nachmachte, und sich ihres Siegels bediente.

Alle diese Briefe, welche die Königin Maria bald an den Bernhardin von Men-

dosa, und bald an den Erzbischof von Glasgow schrieb, wurden in dem nemlichen Augenblik copirt, dann wieder zugesiegelt, und nach ihrer Ueberschrift abgeschikt. Walsingham der vor sich allein diesen Weg gegangen war, ohne den andern Staatsräthen davon einige Nachricht mitzutheilen, wollte die Verschwörung noch einen höhern Grad erreichen lassen, indem er es von Zeit zu Zeit aufschob, die Mitschuldigen einziehen zu lassen, um mit einem, die andern Gehülfen, die bald nach England kommen wollten, fangen zu können.

Allein die Königin Elisabeth, die aus den Briefen sah, daß die ganze Verschwörung dem Ausbruch nahe war, und nichts weniger dabei verlieren mochte, als ihr Leben, war nicht mit ihrem Minister gleicher Meinung. Walsingham, der seit einiger Zeit Babington von einem Officier hatte beobachten lassen, der ihn selten aus den Augen ließ, allein immer unter dem Dek-

mantel

mantel der Freundschaft, schrieb an ihn, daß er zusehen sollte, wie er ein Mittel ausfindig machte, sich des Babington zu bemächtigen. Diesen Brief bekam der Officier, als sie alle beide zu Tisch saßen, und Babington laß ihn zu gleicher Zeit mit ihm. Als er auf die Art sah, daß die ganze Verrätherei entdekt sey, und daß er blos auf seine Rettung bedacht seyn müßte, fuhr er fort zu lachen, weil sie eben über eine sehr lächerliche Materie sprachen er sonst verloren gewesen wäre, wenn er sich anders verhalten hätte. In der Nacht gehet er ohne Huth und Degen aus dem Zimmer, indem er einen nothwendigen Gang vorschüzt, entkommt glüklich nach Wermonster, nachdem er sich hier verkleidet und den Charnok aufgesucht hatte, mit dem er sich sogleich in die Waldung von St. Jakob begiebt, wo Barnwell und Dun bald nachkamen, denen bereits von der ganzen Sache man Nachricht gegeben worden. Indessen man durch ganz England unter Trompetenschall öffentlich bekannt machte, das

Jeder-

Jedermann bey Lebensstrafe verbunden sey, den Aufenthalt dieser Leute anzuzeigen, der etwas davon wüßte.

Sie wußten daher nicht, was sie machen und an wen sie sich wenden sollten. Der französische Gesandte und Tichbourne hatten ihnen bereits abgeschlagen Pferde zu geben und Geld vorzustrekken, als sie diese um die Gefälligkeit ersuchten. Der Hunger nöthigte sie aber doch endlich ihre Waldung zu verlassen, und nachdem sie ihre Haare abschnitten und ihr Gesicht mit Baumrinden gefärbt hatten, kamen sie endlich an ein Haus, das von Katholiken bewohnt ward, wo man sie aufnahm, und auf einen Kornboden verstekte. Gerade jezt waren zu viel Menschen auf dem Felde beschäftigt, welche diese fremden und verdächtigen Leute sehr bald bemerkten, daher blieben sie nur zehen Tage verborgen, als man nachsuchen ließ und sie gefangen nach London brachte, wo sie einige Zeit nachher als Verräther hingerichtet wurden.

Ob-

Obgleich diese Sache in ganz England ein grosses Aufsehen machte, und sie beinah das allgemeine Gespräch war; erfuhr die Königin Maria doch von alle dem nichts, weil sie so enge eingeschlossen war, und die Leute, die ja noch Zutritt bei ihr hatten, ganz genau beobachtet wurden. Sie wußte also nichts davon, daß die ganze Verschwörung entdekt war, bis an einem Tage, als sie ihren gewöhnlichen Spaziergang machte, da man sie nicht wieder zurük nach dem Schlosse brachte, worauf man ihr ihren Aufenthalt angewiesen hatte. Einige Tage nach einander wurde sie unter dem Vorwande einer Zerstreuung abwechselnd auf die Landhäuser des benachbarten Adels eingeführt, und brachte ihre Zeit sorgenlos zu, indem sie nichts von dem nahen Unglük ahndete, das ihr bevorstand. Wie groß war daher nicht ihr Erstaunen, als sie bei ihrer Zurükkunft alle ihre Küsten erbrochen fand, und ihre Bestürzung nahm sichtbar zu, als sie alle ihre Pappiere und selbst ihr Geld

vermißte. Bald nachher ward ihr von Seiten der Königin ein Befehl vorgelesen, vermöge welchem eine Kommission von unbescholtenen Richtern angesezt ward, welche ihr den Prozeß machen sollten.

Navee und Curle ihre beiden Secretaire wurden in ihrer Gegenwart verhört, und sagten aus, daß die Königin Maria alle die Briefe, die sie geschrieben hätten, selbst unterzeichnet hätte. Allein die Königin bewies so deutlich den Betrug ihrer Secretaire, daß wenn diejenigen, denen die Untersuchung übertragen war, bloße unpartheiische Richter und nicht Henker zugleich gewesen wären, sie Mariens Unschuld laut hätten bekennen müssen.

Als einen Beweis von dem durchaus schlechten Karakter und von der wirklichen Bosheit dieser beiden Secretaire verdient das bemerkt zu werden, was ein sehr glaubwürdiger Geschichtschreiber von ihnen anführt. Als Curle von dem Minister Walsingham

singham eine Belohnung wegen seiner treu= geleisteten Dienste verlangte, erhielt er von ihm zur Antwort, daß er gar keine verdiene, weil er das, was er vorher gegen die Köni= gin bekannt, in ihrer Gegenwart zu behaup= ten nicht gewagt hätte. Indessen wurden die Richter dadurch in keine geringe Ver= legenheit gesezt, indem sie nicht wußten, wie sie sich dabei verhalten sollten, da es ganz klar erwiesen war, daß Maria in die Ver= schwörung gegen das Leben der Elisabeth sich nicht eingelassen hatte, und daß alles, was davon vorgebracht wäre, weiter nichts als eine bloße Verläumdung sey.

Einige thaten daher den Vorschlag, daß man die Königin mit Gift aus dem Wege schaffen möchte: andere, man dürfte sie nur blos in einem engern Gefängniß behalten; aber diejenigen welche von dem ganzen Plan der Königin Elisabeth unterrichtet waren, sagten, die Königin Maria habe ein Ver= brechen der beleidigten Majestät begangen,

nach

nach dem Gesez, was erst kürzlich gegeben worden, und wovon ich schon vorher geredet habe. Man war also bei der größten Ungerechtigkeit, die man begieng, darauf bedacht, der Sache die Form des Rechts zu geben.

Das erstemal als die Königin Maria ihren Richtern vorgestellt ward, sagte sie, daß sie sich sehr wundern und zugleich betrüben müßte, daß ihre Schwester so schlecht von ihren Absichten unterrichtet wäre, daß sie glauben könnte, daß sie je Anschläge auf ihr Leben gemacht, weil alle die Briefe, die so etwas enthielten, ganz ohne ihren Befehl blos von ihren Secretairen in ihrem Namen geschrieben wären. Sie müßte daher ein Mistrauen in sie sezzen, da sie keinen einzigen Brief von ihrer Hand geschrieben, oder eigenhändig unterschrieben vorzeigen könnte, der so etwas enthielte, wessen man sie beschuldigte. Sie wurde bei dieser ganzen Anklage nicht allein als keine Königin, sondern nicht einmal als die geringste

Person

Person auf der Welt behandelt, da sie auf so viele Anklagen und so vielen Anklägeren antworten sollte, ohne daß man ihr einen Sachwalter zuließ, der für sie und in ihrem Namen antworten konnte.

Ihre Antwort ward gerichtlich niedergeschrieben. Man fragte sie, ob sie nicht nach den Gesezzen von England gerichtet seyn wollte, da sie doch so lange in diesem Reiche gelebt habe. Sie antwortete: freilich habe sie sich nach England als einen Zufluchtsort und einer Freistätte begeben, allein man habe sie gefangen gesezt, als eine Gefangene behandelt, und ihr alle Freiheit und Verbindung genommen; sie wüßte daher nicht, was das für Gesezze wären, nach welchen sie gerichtet werden sollte, und überdies spräche ihre königliche Würde sie von diesen Gesezzen los.

Der Kanzler sprach davon noch besonders mit ihr, und stellte ihr vor, sie müßte

sich

sich schlechterdings diesen Gesezzen unterziehen, sonst würde man sie als eine Stumme behandeln. Die Königin machte darauf nochmals viel dringende Gegenvorstellungen, indem sie sich auf die Privilegien berief, die mit ihrer königlichen Würde verbunden waren, und fügte noch hinzu, daß das Gesez, welches man ihr vorhielt ganz ungerecht wäre, weil es schien, daß es blos zu dem Ende gemacht worden, um sie zu Grunde zu richten.

Warum soll ich mich Gesezzen unterwerfen — sagte sie — die ihr jeden Augenblik machen könnt, wenn es euch gefällt? Warum hat einer von euern Königen das falsche Gesez von Frankreich nicht anerkennen wollen, obgleich Frankreich eben so alt ist, als diese Monarchie? Sie ließ sich hernach mit dem Kanzler in eine weitläuftige Unterhaltung ein, welche zum Theil gleichgültige Dinge zum Gegenstande hatte; denn die gerichtlichen Fragen beantwortete sie nicht.

Die

„Die Richter baten sie darauf, sie möchte sich doch erklären, ob sie der Königin Elisabeth nicht einmal so viel Authorität anerkennen wollte, daß sie Richter anstellen könnte, die über ihren Prozeß entschieden. Sie versezte darauf: weil ihre Vorfahren, die Könige von Scotland, ihr nie etwas zu Leide gethan hätten, wollte sie ihrer Krone nicht den Schimpf anthun, daß sie eingestände, sie hienge von der englischen Krone ab. Sie schloß damit, daß sie so viel sie nur immer könnte, zu ihrer Vertheidigung reden würde, weil sie kein Criminalverbrechen begangen, doch wollte sie weit lieber sterben, als irgend ein Tribunal auf der Welt für ihren Richter erkennen.

„Darauf befragte sie der Kanzler über eine Menge Artikel, wobei er denn sein möglichstes that, sie verwirrt zu machen, wie dies der gewöhnliche Kunstgriff in solchen Fällen ist; allein wie sehr wunderte er sich nicht, als er sah, daß sie allen seinen verwikkel-

wikkelten Fragen Wendungen und Chikanen glüklich auswich, und sich nie in den Schlingen fangen ließ, die ihr ziemlich fein gelegt wurden. Sie zeigte diesem hochgelahrten Mann vielmehr ganz deutlich in seinen Einwendungen Widersprüche und überhaupt alles, was er ihr nur sagen konnte, sie für schuldig zu erklären, diente zu weiter nichts, als ihre Unschuld noch mehr an den Tag zu legen.

Man befragte sie auch über ihre Verbindung mit Babington, sie bewies in ihren Antworten sonnenklar, daß sie blos von ihrem Secretair wäre verrathen worden, und daß sie nie alle die Briefe geschrieben hätte, die man ihr vorgeworfen. Was aber die Anklage des Babington betraf, zeigte es sich, daß er vor seinem Tode ganz anders gesprochen.

Nachdem einige Tage nach einander diese Untersuchungen fortgesezt waren, wo man sie mit unzähligen Fragen ängstigte,

bekam

bekam sie einige Zeit Ruhe. Indessen war Heinrich der Dritte, König von Frankreich, von der Gefahr unterrichtet worden, worin sich seine Verwandte befand, und schikte einen Gesandten an die Königin Elisabeth, um ihr vorstellen zu lassen, daß sie etwas menschlicher mit einer Verwandtin umgehen sollte, die eben so wie sie eine Königin wäre, und eine königliche Wittwe von Frankreich. Da aber die unruhigen Zeitumstände, worin sich damals Frankreich befand, der Königin Elisabeth sehr wohl bekannt waren, und sie also nicht befürchten durfte, daß ihre Einwendungen und Gegenvorstellungen nicht durch eine Kriegesmacht unterstüzt werden möchten, achtete sie darauf wenig oder nicht, ja sie ernennte sogar einige Zeit nachher eine neue Kommission, welche die Königin Maria zum Tode verurtheilen sollte.

Die Richter hatten nun wirklich das Todesurtheil über sie gesprochen. An einem

Dienstage den siebenden Februar des funfzehenhundert sieben und achzigsten Jahres, nach dem neuen Stil, ließ der Grosmarschall von England, der den Auftrag dazu bekommen hatte, der Königin Maria sagen, daß er mit ihr zu sprechen hätte. Die Königin ließ ihm wieder sagen, da sie jezt im Augenblik sich nicht wohl könnte sprechen lassen, weil sie sich nicht wohl befände und noch zu Bette läge, wenn aber die Sache äusserst wichtig wäre, möchte er eine kleine Geduld haben, und sie wollte den Augenblik aufstehen. Der Marschall ließ ihr nochmals sagen, daß er sie sogleich sprechen müßte. Sie stand daher auf, und sezte sich in ihrem Nachtkleide auf einen Sessel, der nicht weit vom Bette stand.

Nachdem der Marschall mit dem Pawlet und einigen andern in ihr Zimmer getreten war, machte er ihr in Gegenwart aller ihrer Kammerfrauen bekannt, daß die Königin Elisabeth sie aller der Verbrechen schul-

dig befunden, und deshalb zum Tode verurtheilt hätte. Sobald der Marschall mit seiner Anrede fertig war, versezte die Königin, indem sie das Zeichen des Kreuzes vor ihre Stirn machte: Gott sey gelobet, der mich heute von allen meinem Unglük und Elende befreiet, womit er mich so lange heimgesucht hat. Darauf unterhielt sie sich mit den gegenwärtigen Engländern ganz ruhig, als wenn sie ihr die angenehmste Botschaft von der Welt gebracht hätten. Sie gieng alle Punkte ihrer Anklage noch einmal durch, und zeigte, daß alle diese Beschuldigungen bloße Verläumdungen wären, womit ihre Feinde ihre Cousine einzunehmen gewußt hätten. Sie zweifele keinen Augenblik, daß wenn sie nur ein einzigsmal mit ihr hätte sprechen können, wie sie so oft gewünscht, gewis alles auf das freundschaftlichste unter sie beiden abgethan worden wäre. Sie vergäbe ihr aber doch alles Unrecht, das sie ihr zugefügt, und sogar das Lezte, daß sie so bereitwillig gewesen wäre, ihr Todesurtheil

zu unterschreiben. Dann legte sie ihre rechte Hand auf eine Bibel, und sagte, indem Gott zum Zeugen anrief, daß sie weder gegen die Königin Elisabeth, noch gegen England eine Verschwörung, oder auch nur etwas Böses vorgehabt habe.

Als der Marschall dagegen einwendete, daß dieser Eid ohne Kraft wäre, weil diese Bibel die Vulgata — die lateinische Uebersezzung, welche die römische Kirche dem Originale verziehet — wäre, versezte die Königin, daß man blos an diese glauben müßte, weil dies die einzige Uebersezzung sey, die wahre Verehrung und Hochschäzzung verdiene. Sie verlangte darauf, man möchte ihr einen Priester und einige gottesfürchtige Personen zur Gesellschaft zulassen, damit sie sich zum Tode bereiten könne; allein man schlug ihr diesen Trost mit der größten Grausamkeit ab. Sie bat daher den Marschall und seine englische Begleitung nun wieder abzutreten, sie wäre fest entschlossen

morgen früh zu sterben, welche Zeit die Unterschrift ihres Todesurtheils bestimmte.

Jezt begab sie sich in ihr Betzimmer, warf sich auf ihre Knie, und betete eine geraume Zeit, dann gab sie sich selbst eine geweihte Hostie, nach einer ganz besondern Erlaubnis des Pabstes, weil ihr aller Umgang mit Geistlichen ihrer Religion untersagt war. Als sie auf ihr Zimmer wieder kam, suchte sie ihre Kammerfrauen und ihre Hausofficianten zu trösten, welche beinahe in Thränen zerflossen.

Zwei protestantische Prediger kamen zu ihr, und wollten ihr beweisen, in welchem groben Irrthume sie bis jezt gelebt hätte, allein sie führte sie sehr gut ab, zeigte ihnen ihre grosse Unwissenheit, und beantwortete alle ihre Einwendungen so bündig, daß sie, um ihrer eigenen Ehre willen, ihr Gerechtigkeit wiederfahren und sie in Ruhe lassen mußten.

Die kurze Zeit, die sie noch zu leben hatte, war zu kostbar, als daß sie sie mit dergleichen traurigen Streitigkeiten zubringen konnte, wobei Herz und Empfindungen so wenig Interesse haben kann. Sie ließ sich Dinte und Feder geben, und schrieb an König Heinrich den Dritten von Frankreich um ihn zu melden, daß sie nun nach einem zwanzigjährigen Gefängnis zum Tode verurtheilt wäre, ohne daß man ihr einmal zu ihrem Trost weder einen Priester erlauben, noch verstatten wollte, daß ihr Leichnam nach Frankreich gebracht würde, da sie doch vormals die Ehre gehabt hätte, Königin dieses Reichs zu seyn.

Sie schrieb auch an die Königin Elisabeth einen weitläuftigen Brief, ohne alle Härte und Anzüglichkeiten, ohne ihr einmal Vorwürfe zu machen, sie rechtfertigte sich blos wegen der Beschuldigungen, weshalb sie angeklagt war, und bat zulezt, daß sie ihren Hausofficianten erlauben möchte,

das

das Wenige, was sie ihnen schenken konnte, zu behalten.

Sobald sie mit diesen Briefen fertig war, gieng sie in ihre Garderobe, und machte von ihren Kleidungsstükken und ihrer Wäsche gewisse Portionen, und schenkte jedem von ihren Domestiken eine, indem sie dabei mehr auf die Bedürfnisse, als auf die Länge der Dienstjahre Rüksicht nahm; daher kam es, daß diejenigen, die in ihrem Dienste reich geworden waren, weniger bekamen, als die Uebrigen, wenn sie gleich viele Jahre bei ihr gedient hatten.

Sie ließ sich auch ein Verzeichniß von allen ihren Juwelen bringen. Alle vertheilte sie unter ihre Leute, einige wenige ausgenommen, welche sie den Königen von Frankreich und Spanien, der Katharina von Medicis, und ihren Cousins den Herzogen von Guisen zum Andenken überschikte. Indessen war es Zeit zur Tafel zu gehen, und

sie

sie befahl, daß man die Aufwartung wie gewöhnlich bei ihr haben sollte. Sie aß, ohne die geringste Unruhe oder Bangigkeit zu äussern, und unterhielt sich mit ihren Hausofficianten, wie gewöhnlich, von gleichgültigen Dingen. Sogar am Ende der Mahlzeit trank sie auf die Gesundheit ihrer Leute, und befahl ihnen, mit einer Fröhlichkeit, die man unter solchen Umständen nur äusserst selten findet, ihr Bescheid zu thun, welches sie auch knieend thaten, und den Wein mit ihren Thränen vermischten.

Die nemlichen Domestiken verließen jezt das Zimmer, um selbst zu essen, und die Kammerfrauen, welche nach einer in England üblichen Mode zu der nemlichen Zeit als ihre Herrschaft zu essen pflegen, kamen jezt zur Königin und leisteten ihr Gesellschaft. Sie wollte erst die ganze Nacht im Gebete zubringen, da sie aber überlegte, daß sie alsdenn den andern Tag zu abgemattet seyn würde, legte sie sich zu Bette,

und

und befahl allen ihren Leuten, ein Gleiches zu thun. Diese Nacht brachte sie sehr ruhig zu, und ihre Kammerfrauen, welche in dem nemlichen Zimmer schliefen, versicherten, daß sie fast immer geschlafen hätte.

Den andern Morgen früh fand sich der Marschall wieder bei ihr ein, fragte sie, ob sie zum Tode vorbereitet wäre, und ob sie nicht ihre Irrthümer abschwören wollte, die sie bis jezt gehabt hätte; allein sie zeigte ihm zu seiner eigenen Schande, daß er nicht dazu da wäre, um den Prediger zu machen. Sie bat auch, man möchte ihr noch eine kurze Zeit Frist geben, wo sie gewissermaßen ein Testament machte und ihren Leuten und Hausofficianten vieles dunkel zu verstehen gab, wie zum Beispiel die Verrätherei ihres Secretairs Navee, damit sie ihre Absichten und Wünsche in der Folge dem Könige von Frankreich bekannt machen könnten.

Das prächtigste Kleid aus ihrer Garderobe ließ sie sich anziehen, damit sie, wie sie sagte, an einem so grossen Festtage doch

auch

auch eine ehrenvolle und glänzende Rolle spielen könnte. Ihr Arzt Bourgein bat sie darauf, sie möchte vorher ein wenig Brod und Wein zu sich nehmen, welches sie auch that, dann auf ihre Knie niederfiel und Gott bat, daß sie nun an weiter nichts, als an himmlische Dinge denken möchte.

Nachdem sie noch länger verweilt, als sie versprochen, ward zum zweitenmale an die Thüre geklopft. Es war der Marschall mit einigen von seiner Begleitung, welche, wie einige sagen, sie mit Gewalt wegbringen wollten, wenn sie sich noch Aufschub ausgebeten hätte. Allein kaum hörte sie es, als sie zu verstehen gab, daß sie bereit sey, ihren lezten Gang zu gehen. Sie befahl blos, daß man ein kleines elfenbeinernes Kreuz von dem Altar ihres Betzimmers nach dem Ort hinbringen möchte, wo sie den tödlichen Streich erhalten sollte. Jezt machte sie sich auf den Weg nach diesem Ort.

Der Marschall wollte Anfangs nicht zugeben, daß ihre Kammerfrauen bei der

Exe-

Exekution zugegen wären, weil er befürchtete, daß ihre Thränen und ihr Geschrei, das Gräßliche dieser tragischen Scene nur noch vermehren würden; allein sie bat ihn so inständigst und dringend, ihr doch diese einzige Gnade zu erweisen, indem sie ihm das Gegentheil von dem versicherte, was er besorgte, daß er sich endlich bewegen ließ. Von den übrigen Hausofficianten wollte er nur einen einzigen erlauben, unter ihrem Gefolge zu bleiben.

Sobald sie durch ihr Vorzimmer durch war, schloß man alle übrige von ihrer Dienerschaft ein, und sie war genöthigt das Kreuz aus den Händen desjenigen zu nehmen, der es ihr überbrachte. Da sie unterweges einen von denen begegnete, die sie in ein und zwanzig Jahren nicht gesehen hatte, befahl sie ihm, allen die er sehen würde zu bezeugen, daß sie bis an ihr Ende bei der katholischen Religion geblieben wäre, er möchte auch ihren Sohn zureden, daß er diesen Glauben annehmen, und die Kezzer-

parthei

parthei verliesse. Als sie darauf nochmals bat, man möchte einigen von ihren Hausofficianten erlauben, bei ihrem Tode gegenwärtig zu seyn, ward es endlich, nachdem der Marschall mit den übrigen Engländern eine lange Berathschlagung gehalten, vieren erlaubt, herunter zu kommen.

Das Trauergerüst war mitten im Saal errichtet, etwan zwölf Fuß im Vierek, und die Hälfte so hoch. Es war mit einem leichten schwarzen Frieß beschlagen, und in der Mitte stand eine Art von Sessel. Nachdem die Königin Maria vermittelst eines Fußtritts hinaufgestiegen, und sich niedergesezt hatte, ward ihr Todesurtheil ihr noch einmal mit lauter Stimme vorgelesen. Nachdem sie ihr Oberkleid aufmachen wollte, und der Scharfrichter sich ihr näherte, ihr dabei zu helfen, sagte sie zu ihm, mein Freund das ist nicht nöthig. Sie rief darauf eine von ihren Kammerfrauen, die alle unten auf den Knieen lagen, und ihren Befehl erwarteten, welche von ihnen ihr den lezten Dienst

erweisen sollte. Sobald die Kammerfrau ihr Amt gethan hatte, stieg sie wieder herunter. Die Königin kniete nieder, betete, und wartete auf den Todesstreich, indem sie glaubte, daß man sie nach französischer Sitte ohne Blok enthaupten würde. Allein nachdem der Scharfrichter mit seinem Knecht noch eine Weile gewartet, legte er ihren Kopf auf einen Blok, und sobald sie den Spruch, in manus tuas &c. — in deine Hände ꝛc. — anfieng, that er einen Hieb mit einem Beil, das Aehnlichkeit mit einer Holzaxt hatte, der ihr nur blos den Hirnschädel verlezte, so elend war der Hieb, er that noch einen zweiten und einen dritten, und brachte endlich den Kopf herunter.

Der Marschall rief darauf mit lauter Stimme: Es lebe die Königin Elisabeth, und so müssen alle ihre Feinde umkommen! der Henker kleidete sogleich den Leichnam aus, um die prächtigen Kleider zu haben, womit er bekleidet war. Und obgleich die Hausofficianten der hingerichteten Königin Maria sehr inständig darum baten, dem Leichnam die lezte

Ehre

Ehre erweisen zu dürfen, bekamen sie doch abschlägige Antwort. Es vermuthen einige, daß ihre grosse Schönheit, die gerade izt glänzender war als jemals, schuld daran gewesen, daß ihre Unglüksfälle auch nicht einmal mit dem schreklichsten Tode aufhörten.

Wir haben das Leben und den Tod der Königin Maria Stuart auf die Art den Lesern ziemlich umständlich vorgelegt. Sie war eine mit allen grossen Eigenschaften begabte Prinzessin, welche ein besseres Schiksal verdiente, als unter den Händen des Henkers ihr Leben zu endigen. Allein Gott wollte in ihrer Person ein Beispiel von der Religionswuth der Protestanten und von der Unbeständigkeit irdischer Grösse aufstellen. Sie ward ohne alle Ceremonien in einen nahgelegenen Tempel begraben, welcher ehemals eine Kirche gewesen seyn mochte. Ihre Diener errichteten ihr eine Grabschrift als ein Denkmal, welches aber sehr bald weggeschaft wurde, weil es einen Lobspruch auf sie enthielt und die Grausamkeit derjenigen tadelte, welche an ihrem Tode schuld waren.

Ende.

Bei dem Verleger dieses sind nachfolgende neue Bücher herausgekommen, und daselbst um beigesezte billige Preiße in Menge zu haben.

Abhandlung vom Hopfenbaue, 8 Meissen 4 gl.

Aeschinis Dialogi III græce quartum edit. ex recensione sua indicemque verborum græcorum adjecit I. F. Fischerus 8 maj. Misenæ 788 12 gl.

Auricel-Flor oder nach der Natur gemaltes Verzeichnis aller vorzüglich schönen Sorten Auricel, mit 2 gemalt. Tafeln 1 Bds. 1 Heft gr. 8 Meissen 1791 1 Rthlr. 12 gl.

Autores Latini Minores in usum Scholar. adspersis notulis edit. Tem. I Continens. 1) Flav. Aviani Fabulæ ex recensione H. Cannegitteri, 2) Phædri Aug. Libertæ Fabularum Æsopiarum Lib. V. ex recensione P. Burmanni, 3) Catonis Disticha de moribus ad filium ex recensione Arnzenii, 4) Publ. Syri Mini & aliorum sententiæ ex recensione Gruteri, 12 Misenæ 790 12 gl.

— — Tom. II. Historici Continens Cornelii Nepotis Vitæ excellentium Imperatorum ex recensione van Staveren. 12 Misenæ 790. 16 gl.

Berthouds, Ferd., Versuche Grundsätze und Regeln zur Erreichung der möglichsten Vollkommenheit der Taschenuhren, nebst einer praktischen Anweisung zur Verfertigung einer neuen Taschenuhr nach der besten Einrichtung. Ein freier Auszug aus dem Essai d'horlogerie par Ferdinand Berthoud mit eigenen eingewebten Zusätzen und beigefügten Anmerkungen von C. Fr. Vogel mit einem Kupfer 8 Meissen 790. 16 gl.

— — — Anweisung zur Kenntniß, Gebrauch und guter Haltung der Wand- und Taschenuhren, mit Kupfern a. d. franz. 8 Meissen 760. 12 gl.

Cornelii Nepotis Vitæ excellentium Imperatorum in usum scholarum addit. edit. ex recensione A. van Staveren, 12 Misenæ 791. 16 gl.

Codex - Græco - Latinus XIII. Epistol. d. Pauli, olim Börnerianus nunc Bibliothec. Elect. Dresd. summa fide & diligentia transscriptus & editus a C. Fr. Mathæi c. tab. ær. In charta script. nitidissima 4 maj. 791. 5 Rthl.

Erbstein, M. J. C., Lehrbuch für Katechumenen mit Anmerkungen für den Schullehrer, 8 Meissen 786. 8 gl.

— — Predigten vom ewigen Leben über alle Sonn- und Festtagsevangelia, 2 Aufl. 2 Thl. Meissen 786 1 Rtl. 8 gl.

— — Versuch über die Frage: ob unser Erlöser habe sündigen können? 8 Meissen 789.

Erb-

Erbstein Versuch über die vornehmsten Verheißungen und Weissagungen vom Messias, gr. 8 Meissen 783. 1 Rthl.

Graf Wiprecht von Groizsch. Vom Verfasser Friedrichs mit der gebissenen Wange. Ein National=Schauspiel in 3 Akten mit Kupf. Meissen 789. 14 gl.

Homeri Ilias Libr. I. sive Rhapsodia A. cum excerptis ex Eustathii Commentariis & Scholiis minoribus in usum Scholarum seperat. edit. I. A. Müller, 8 maj. Misenæ 789. 1 Rtl.

— — Libr. II. sive Rhapsodia B. &c. 8 maj. Misenæ 790. 10 gl.

— — Lib. III. sive Rhapsodia Γ. &c. 8 maj. Misn. 791. 6 gl.

— — Libr. XXI. sive Rhapsodia Φ. &c. 8 maj. Misn. 788 6 gl.

— — Libr. XXII. sive Rhapsodia X, &c. 8 maj. Misn. 790. 5 gl.

Lauhn, Dr. B. E., R. Primæ Lineæ successionis legitimæ in masculino. 8 maj. Misenæ 788. 3 gl.

Leben der unglücklichen Maria Stuart, Königin von Scotland und Frankreich. Nach den glaubwürdigsten Nachrichten die davon vorhanden sind, von Fr. Sam. Mursinna, in 3 Theilen mit einem Kpf. 8 Meissen 791.

Phædri Aug. Lib. Fabul. Æsopiarum Lib. V. in usum Scholarum adspersis notulis edit, ex recensione P. Burmanni 12 Misenæ, 790, 5 gl.

Prinz Raselas, a. d. Engl. 8 Meissen, 787. 14 gl.

Karl Rosenheim und Sophia Wagenthal. Ein Roman mit Kupf. 8 Meissen, 790. 20 gl.

Rudolphi, M. J. C., Nelkentheorie, oder eine in sistemat. Ordnung nach der Natur gemalte Nelkentabelle, nebst einer Beilage über die Nelke u. s. w. Realfolio, Meissen 787. 1 Rthl. 12 gl.

Waldau, M. G. E. Betrachtungen, auf jeden Tag im Jahre, über die christliche Religion als die wahre Glückseligkeitslehre, 1—4 Qrtl. 8 Meissen 789. 1 Rthl. 12 gl.

Wohlthun macht glücklich. Ein Originalschauspiel in 5 Aufzüg. v. F. L. Senf, 8 Meissen 790. 8 gl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mursinna, Friedrich Samuel,

Leben der unglücklichen Maria Stuart, Königin von Frankreich und Scotland
Nach den glaubwürdigsten Nachrichten, die davon vorhanden sind

Meissen 1791

Brit. 401
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10476482-6
VD18 11564008